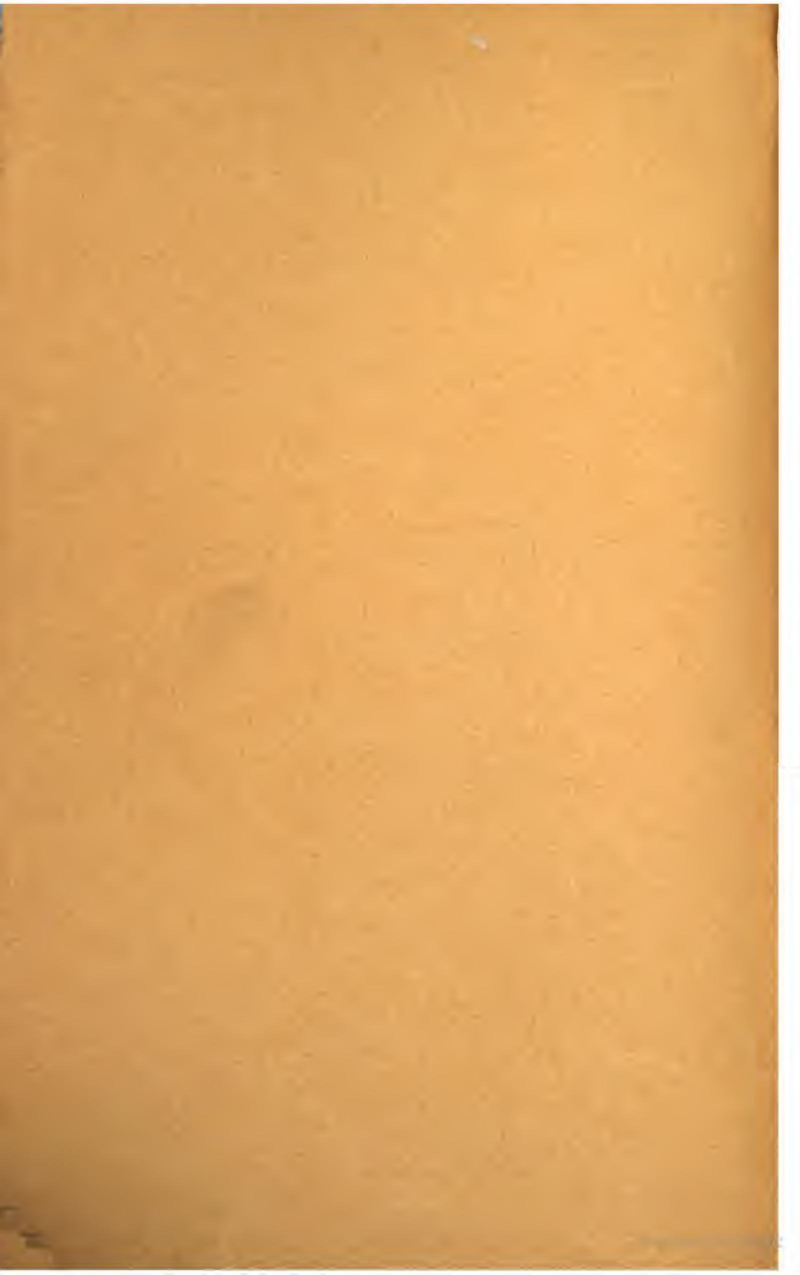


Die Eifel

in Bildern und Darstellungen.

Natur. Geschichte. Sage.

Von

Dr. Ph. Wirtgen.

Erster Theil.

Das Nette- und Brohlthal und Laach.

Bonn,

Verlag von A. Henry.

1864.

Das

Nette- und Brohlthal und Laach.

Natur, Geschichte, Sage.

Von

Dr. Ph. Wirtgen.

Mit Ansichten in Steindruck.

Bonn,

Verlag von A. Henry.

1864.

Vorwort.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, dass die Eifel, so sehr sie auch von Vielen verkannt und als das rheinische Sibirien verschrieen wurde, nicht allein in geologischer, sondern auch in landschaftlicher und historischer Beziehung, zu den interessantesten Gegenden Deutschlands gehöre. Daher bedarf es wohl auch keiner entschuldigenden Gründe, wenn wir es unternehmen, dieses so höchst merkwürdige und anziehende Land in einer Reihe von anspruchlosen Bildern und Darstellungen, ohne strenge wissenschaftliche Behandlung, einem gebildeten Publicum, das Interesse für vaterländische Natur und Geschichte besitzt, vorzuführen. — Da nach dem vorliegenden Plane »die Eifel« in mehreren Theilen erscheinen und jeder Theil auch für sich ein vollständiges Ganze bilden soll, so wurde für den vorliegenden ersten Theil »das Nette- und Brohlthal und Laach« ausgewählt, Gegenden, welche dem Rheine so nahe liegen und daher dem Rheinreisenden Gelegenheit zu einem höchst belehrenden und anmuthigen Abstecher geben. Es sind zwar diese Theile unseres schönen Rheinlandes für den vortrefflichen rheinischen Antiquarius (Coblenz bei Hergt) von mir bereits in rein naturwissenschaftlicher Beziehung behandelt worden: da aber die neueste Zeit zu vielen neuen Beobachtungen geführt, manche Veränderungen sich ergeben, mehrere Sagen aufgefunden wurden und überhaupt in einem allgemeinen Bilde der Eifel diese so sehr interessanten Parthieen durchaus nicht fehlen dürfen, so sind sie hier gänzlich umgearbeitet, zugleich als Führer für Touristen, in einen möglichst engen Raum zusammengedrängt. Wer über das Historische sich weiter und gründlicher unterrichten will, dem können wir die vortrefflichen Arbeiten von Strambergs

im Antiquarius, Dr. Wegelers Monographieen über Laach, Olbrück und Burgbrohl und Dr. Bärsch Eiflia illustrata mit Recht empfehlen.

Wenn der Verfasser in Bezug auf die Entstehung des Laacher Sees seine frühere Ansicht gewandelt, so geschah es durch die gründliche Vergleichung mit den ausgezeichneten Arbeiten Junghuhn's über die Vulkane von Java und Hartung's über die der Azoren, gestützt auf die freundlichen Erläuterungen des genauesten Kenners der rheinischen Vulkane, des Oberberghauptmanns Dr. von Dechen, aus dessen Feder hoffentlich recht bald eine eingehende wissenschaftliche Darstellung der rheinischen Vulkane erscheinen wird.

Dem Mineralogen dürfen wir die gründlichen mineralogischen Monographieen über die Gesteine des Brohlthals in der Zeitschrift der Berliner geologischen Gesellschaft von Herrn Professor Gust. vom Rath besonders empfehlen.

Zum Nutzen und Frommen der Reisenden Gasthäuser zu nennen, hat der Verfasser unterlassen, da an den meisten Orten keine Wahl bleibt und wo sie vorkommen sollte, das beste Gasthaus leicht nachgewiesen werden kann. An kleinen Orten aus zwei oder drei Gasthäusern ein besseres hervorzuheben, erregt nur böses Blut, auch ist gewöhnlich kein nennenswerther Unterschied vorhanden. Oft ist auch die Behandlung des Reisenden ganz von momentanen Ursachen bedingt.

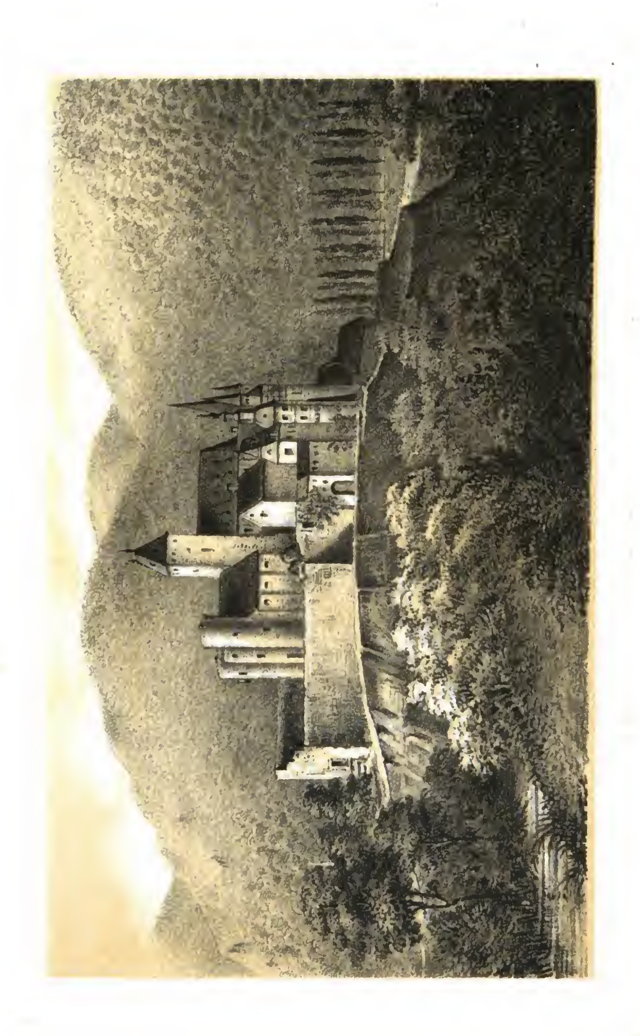
Möchte das Werk zur Verbreitung der Kenntniss rheinischer Natur und Geschichte recht Viel beitragen! Möchte es aber auch vorzüglich dahin wirken, dass die leider immer mehr schwindende Lust an die für Körper und Geist so wohlthätigen Fussreisen mächtig gefördert werde! Die Eifel ist dafür ein ganz vortreffliches Terrain und nicht Jeder kann seinen Wanderstab nach den Alpen richten.

Coblenz, 3. August 1863.

Der Verfasser.

I.

Das Nettethal.



Wenn man von der Locomotive rheinaufwärts geführt, das alte Andernach mit seinen engen Gassen, das treue aber sehr verkleinerte Abbild von Köln, verlassen hat, so braus't der Zug nach sechs Minuten über eine Brücke, die ein sieben Schritte breites Bächlein überdeckt. Kaum eine Minute später erreicht man den Bahnhof Neuwied. Ist man mit dem Dampfboote bei der jugendlichen Stadt Neuwied auf der rechten Rheinseite gelandet, das am Rheine nur eine ähnliche, aber stärker gewachsene Schwester, Mannheim, besitzt, so erblickt man, dem fürstlichen Schlosse unmittelbar gegenüber, die Krümmungen desselben Bächleins, das von dem Flussgeschiebe zurückgehalten, sich nicht beeilt, dem mächtigen Rheine sich in die Arme zu werfen. Das Bächlein ist die Nette und jene Brücke auf der Eisenbahn führt über dasselbe.

Die Nette entspringt in der Hocheifel, in der Nähe des höchsten aller Eifelberge, der 2340 Fuss über das Meer sich erhebenden hohen Acht. Doch ist es nur eine kleine Quelle, der Sellbach, welcher unmittelbar bei der hohen Acht entspringt; die wichtigsten Quellbäche, der Leim- und der Lederbach entstehen auf dem Hochplateau von Wüstleimbach im Kreise Adenau, das sich fast 1400 Fuss über den Rheinspiegel bei Coblenz erhebt. Die Quellen der Nette liegen fünf Stunden von den nächsten Punkten des Rheines bei Brohl und Breisig, sechs Stunden von ihrer Mündung und zehn Stunden von Coblenz. Die ganze Entwickelung ihres Laufes wird nicht weniger als zehn Stunden betragen.

Auf ihrem Wege begrüsst dieser Bach die fruchtbarsten und die ödesten Gegenden des Rheinlandes. Welch'

ein Abstand das heidereiche Plateau von Wüstleimbach und das Rheinthal bei Neuwied und Coblenz! Auf jenem berechnete man noch vor kaum dreissig Jahren den durchschnittlichen Reinertrag eines Morgen Landes zu acht bis neun Silbergroschen; auf diesem den Reinertrag zu eben so vielen Thalern. Auf jenem Plateau geniesst der Bewohner, wenn es hoch kommt, an den Kirchweihtagen ein Glas Branntwein; in dem Rheinthale trinkt der Ackersmann sonntäglich seinen Schoppen Moseler, der meist in einer nicht ganz geringen Qualität verabreicht wird.

An dem ösllichen Ende des Plateaus von Wüstleimbach haben sich die drei Quellbäche der Nette vereinigt und dieselbe fliesst nun durch ein tiefes und enges Thal ab. Das Plateau ist vorherrschend von Heide bedeckt und besitzt nur wenig Wald- und Wiesenland und geringen Anbau. Die Dörfer W ü s t l e i m b a c h und L e d e r b a c h fristen hier ein ärmliches Dasein. Viele ihrer Bewohner ziehen als Kesselflicker, Korbflechter und Musikanten durch das Land. Ein Haupterwerbzweig besteht in dem Einsammeln der Heidel- und Wachholderbeeren, der Tannnesseln (Galeopsis ochroleuca Lam.) zu Lieber'schem Thee, der Arnica, des Bärlappmehls und anderer Arzneistoffe. Die Heidelbeeren gehen meist nach den Rothweinfabriken, die Arzneipflanzen an grössere Händler der benachbarten Stadt Mayen.

Höchst interessant ist im August von einer Anhöhe betrachtet, der Anblick dieses Plateaus. In den sanften Einsenkungen fliessen die Bächlein von smaragdgrünen Wiesen umgeben. Um diese zieht ein breites Band von Hafer- und Roggenfeldern, deren mattes Grün oder Strohgelb, denn die Ernte ist vor der Thür, auffallend gegen das saftige Grün der Wiesen absticht. Noch weiter an dem sanften Gehänge hinan liegen die mit Erdkohlrabi, Kartoffeln, gelben Rüben und deutschem Klee bestellten Aecker, auf welchen jedoch die Saat-Wucherblume (Chrysanthemum segetum L.) so gut gedeiht, dass das Dunkelgrün jener Culturpflanzen von dem Goldgelb der Blüthen dieses lästigen Unkrautes fast ganz verdeckt wird. Alle höheren Theile des Plateaus sind purpurroth von der in

Blüthe stehenden ausgedehnten Heide. Der Rahmen ist zum Theil durch dunkelgrüne bewaldete Berge gebildet. In neuerer Zeit ist auch auf den Heiden viel für Waldkultur geschehen.

Das geschilderte Plateau hat von Osten nach Westen eine Ausdehnung von einer Stunde, in der Richtung von Süden nach Norden etwas weniger.

Kempenich. Eine kleine Stunde unterhalb der Vereinigung der Quellbäche fliesst durch ein prächtiges Wiesenthal, das von kahlen und schroffen oder mit dunklem Hochwalde bedeckten Gehängen umgeben ist, die Kempenicher Nette. Hoch von den Felsen blicken die Reste der Burg Kempenich herab, einst der Sitz eines fehdelustigen Rittergeschlechts. Der neue Zufluss bildet sich aus kleinen Rieselchen der Sumpfwiesen des Plateau's von Kempenich, das zwar kaum 100 Fuss niedriger ist, als jenes von Wüstleimbach und in seiner Ausdehnung in der Länge und Breite nur eine starke halbe Stunde besitzt, jedoch bedeutend besser kultivirt und ertragfähiger ist. Kempenich hat in dem Jahre 1837 die eine und 1853 die andere Hälfte seiner Häuser durch die Gewalt des Feuers verloren; doch ist der Ort jetzt bei weitem schöner und besser als vorher aufgebaut.

Als ich einst nach dem letzten Brande nur in dem geringsten Wirthshause ein Unterkommen fand, fragte mich ein Anwesender nach der älteren Geschichte von Kempenich. „Ich kenne sie, rief der Wirth, ohne meine Antwort abzuwarten, ich kann sie Ihnen erzählen. Vor einigen Jahren wohnte ein Herr bei mir, der Alles wusste. Am anderen Morgen in der Frühe ging er weiter. Auch ich machte mich zeitig auf den Weg nach Mayen und fuhr mit meinem Braunen fort. Sehr bald holte ich den Fremden ein und bat ihn, auf meinem Wagen Platz zu nehmen. Er that es. Da er Alles wusste, so fragte ich auch nach der alten Geschichte von Kempenich. Er sagte, die sei sehr merkwürdig und eben wollte er anfangen sie zu erzählen, da kamen wir an das hohe Bäumchen, wo die Wege nach Weibern und Wehr sich trennen. Sie kennen ja das hohe Bäumchen, es ist eine Vogelkirsche.

Da sprang er von meinem Wagen und fort war er; ich habe ihn nicht wieder gesehen. Es ist wirklich schade, dass das Bäumchen da stand; sonst hätte ich Alles gehört und wüsste es nun. Wenn dann ein Fremder gekommen wäre, so hätte Jedermann gesagt, geht zum Wirthe in der grünen Eiche, der weiss die ganze alte Geschichte von Kempenich und kann sie Euch erzählen!"

Wir wollen versuchen, sie nach alten Urkunden etwas genauer und doch so kurz als möglich hier wiederzugeben.

Die Burg Kempenich liegt auf einem sehr beschränkten Plateau zwischen Kempenich und Weibern und erhebt sich etwa 200 Fuss über der Sohle des Thales der Kempenicher Nette und nicht über 100 Fuss über den eine halbe Viertelstunde entfernten Ort Kempenich selbst. Das Plateau ist mit Wald bedeckt und zum Theil urbar gemacht. Bäume verschiedener Art sind angepflanzt, auch Obstbäume, namentlich Zwetschen, welche recht gut gedeihen. Von der Burg sind nur noch wenige Mauerreste vorhanden, zwischen welchen ein kleines Haus aus neuerer Zeit, eine Försterwohnung, steht. Doch muss die Burg, als sie einst die Stirne dieses Berges krönte, stattlich gewesen sein. Ein höchst interessanter Rest aus den älteren Zeiten der Burg ist ein 50 Fuss tiefer in den Fels gehauener Brunnen von 8 Fuss Weite ins Gevierte.

Die Entstehung der Burg und des Dynastengeschlechts von Kempenich fällt ebenso, wie der Anfang der meisten rheinischen Geschlechter, in ganz unbekannte Zeiten. In der Stiftungsurkunde der Abtei Laach von 1093 kommt zuerst ein Richwin von Kempenich vor, der jüngere Bruder des Grafen Mefried von Wied. Dieser Richwin erscheint noch 1143 und die in der Familie herrschenden Namen, so wie das Wappen, weisen eine nahe Verwandtschaft mit den Grafen von Isenburg nach. Im J. 1277 sah Gerhard, Herr zu Kempenich, sich genöthigt, die Burg mit Allem, was dazu gehörte, dem Erzbischof von Trier, Heinrich von Vinstingen, zu übertragen. Ein späterer Gerhard von Kempenich bat im Jahr 1329 den Churfürsten von Trier um einen Lehenbrief, während

seine beiden Neffen, Simon und Dietrich, sich in dem Besitze einer Hälfte behaupteten. Es entstand dadurch 1330 eine blutige Fehde. Der rheinische Antiquarius erzählt uns nach den vorliegenden Urkunden die Geschichte dieser Fehde: „Simon bemächtigte sich der ganzen Burg. Gerhard, in seinen Ansprüchen durch den Erzbischof Balduin von Trier geschützt, rief zu Hülfe die mit den rothen Aermeln und es einigten sich die beiden Gerhard von Landskron, Burggraf Johann von Rheineck, Dietrich von Schonenburg, Georg von Eich mit Erzbischof Balduin, dass sie ihm helfen und rathen wollen wider Simon von Kempenich, und verpflichten sich für seinen Dienst „„60 Mannen, wohl gereden und erzuget uf unser selber Kost und Verlust““ zu stellen. Der Verbündeten erste Operationen galten der Kirche zu Kempenich, die haben sie mit Festungswerken umgeben, um sich ihrer als einer Bastille für die Umschliessung der Burg zu Kempenich zu bedienen, und weil sie durch diese Entweihung des Gotteshauses der Excommunication sich schuldig gemacht, so weiset der Erzbischof am 13. April 1331 den Official an, die Excommunication zu lösen, was um so billiger sei, da Simon von Kempenich der erste gewesen, an der besagten Kirche zu freveln. Nach der Sitte der Zeit war von argen Verheerungen die Fehde begleitet, mit seiner verderblichen Thätigkeit hat Dietrich von Kempenich den Beinamen „Senger“ sich erworben. Das grausame Spiel erreichte seine Endschaft in dem zu Oberlahnstein, 11. Juni 1331 eingegangenen Friedensschluss. Simon von Kempenich musste 1000 Pfund Heller in Terminen entrichten und sein Eigenthum in Saffig und Hatzenport zu Pfand setzen und ausserdem Burg und Thurm Kempenich in des Grafen von Sayn Hand und Gewalt geben. Die Gefangenen sollten frei werden, „ohne Dietrich, Herrn Simons Bruder, den man nennet den Senger und seinen Knecht.“ Gerhard sollte ebenfalls seiner Haft entlassen werden und mit Simon unter Zuziehung mehrerer ehrbaren Männer sich einigen.

Nach dem Tode Gerhards wurde Simon II., der Sohn jenes ersten Simon, 1345 von dem Churfürsten von Trier

mit der ganzen Herrschaft belehnt. Der letzte Mann von Kempenich war Johann, welcher 1424 starb, und eine Tochter Hedwig hinterliess, die mit Peter von Schöneck vermählt war und der sich in den Besitz der Burg setzte. Der Erzbischof von Trier, Otto von Ziegenhain aber betrachtete die Herrschaft als eröffnetes Lehen und eroberte die Burg. Bei der streitigen Wahl für den erzbischöflichen Stuhl von Trier standen Peter und Johann von Schöneck auf der Seite Rabans von Helmstadt, der ihnen die ganze Herrschaft zu Lehen gab, sie aber später wieder an Ruprecht IV. von Virnenburg verpfändete. Ein jüngerer Peter von Schöneck verzichtete 1453 zu Gunsten des Erzstifts auf Kempenich, erhielt aber, für einen Betrag von 5000 rheinischen Gulden die halbe Herrschaft als Mannlehen. Mit ihm starb auch das auf dem Hunsrück nahe der Mosel ansässige Rittergeschlecht von Schöneck aus und durch dessen Tochter Anna kam Kempenich an ihren Sohn Simon Boos von Waldeck, der es erreichte von Kaiser Friedrich IV. im J. 1471 die Herrschaft als Lehen zu erhalten, sie aber wieder zurückgeben musste, als der Churfürst von Trier nachwies, dass sie ein altes trierisches Lehen sei. Im J. 1508 verpfändete Churfürst Jacob von Trier Kempenich für 8000 rheinische Gulden an die Witwe des letzten Herrn von Schöneck. Der churfürstliche Marschalck Anton von Eltz übernahm 1581 die Pfandschaft und von da an behielt die Hauptlinie der Grafen von Eltz den Namen Eltz-Kempenich.

Wo die Kempenicher Nette den Burgberg verlässt, tritt sie in das offene Thal von Weibern ein und in das vulkanische Gebiet der Umgebungen des Laacher Sees. Der Ort ist wohlhabend und von mächtigen Tuffsteinhöhen umgeben, welche ein Produkt, den Weiberstein, liefern, das im Rheinlande, z. B. am Cölner Dom und überhaupt an grösseren Gebäuden zu Verzierungen und Bildhauerarbeiten benutzt wird. Es sind an 15 Steinbrüche hier, in welchen gewöhnlich 30 Menschen beschäftigt sind.

Eine kleine Strecke unterhalb Weibern, bei Morschwiesen, vereinigt sich der indess durch mehrere Quellen verstärkte Kempenicher Bach mit der Nette.

Bei Weibern betreten wir ein Gebiet von sehr hohem geologischen Interesse. Erloschene Vulkane mit mächtigen Lavaströmen, Tufferhebungen, die bis zu 1800 Fuss Höhe reichen, Leuzitfels, wie er nur am Vesuv vorkommt, Noseanfels, Noseanphonolith, Trachyt, Leuzittuff und andere vulkanische Gesteine zeigen sich am linken Ufer der Nette bis zu einer Entfernung von zwei Stunden. Das ganze Gebiet ist von zahlreichen, meist wasserarmen Thalschluchten und Einsenkungen unterbrochen. Die Lavaströme gehen in die Tiefe des Thales herab und beweisen, dass das Nettethal schon fast sein jetziges Niveau erreicht hatte, als jene Vulkane, lange vor dem Dasein der menschlichen Bevölkerung, die Gegend beunruhigten und veränderten. Bei Rieden, wo namentlich Leuzit- und Noseangesteine häufig sind, mündet nach einem sehr kurzen Laufe, aber mit bedeutender Wassermasse, die Riedener Nette.

Das Dorf liegt kaum eine Viertelstunde von dem Hauptbache und alle Schluchten und Thäler, welche um Rieden das Tuffsteingebirge durchschneiden, sind wasserlos; nur da, wo am unteren Ende des Dorfes sich alle Seitenthäler vereinigt haben, entströmt dem Boden jene mächtige Quelle, die sogleich eine Mühle treibt. Zu Rieden sind in den sieben Tuffsteinbrüchen 30 Arbeiter beschäftigt, ein ähnliches Material zu Tage zu fördern, als zu Weibern. Noch eine Stunde weiter fliesst die Nette durch ein offenes Wiesenthal, auf der linken Seite von dem lavareichen Abhange des 1859 Fuss hohen Sulzbusches und des 1831 Fuss hohen Hochsimmers begleitet. Auf der rechten Seite von mächtigen, theils steilen, theils bewaldeten Grauwackenfelsen begränzt, liegt die Grube Silbersand, die ein silberreiches Bleierz liefert.

Das Thal, das am Fusse des Hochsimmers eine südliche Richtung annehmen musste, wendet sich plötzlich nach Osten und überraschend tritt die noch bewohnte Burg Bürresheim hervor, auf der Vorderseite von alten grauen Ruinen umgeben oder hineingebaut. Von Westen strömt die Nitz, ein der Nette ganz gleicher Bach, ein. Hohe Pappeln beschatten die Ufer; Mühlen und einfache Gartenanlagen beleben das Thal.

B ü r r e s h e i m. Der älteste Namen der Burg ist Burgesheim, aber erst im Jahre 1164 kommen urkundlich Ritter von Burgesheim vor. Die Burg blieb aber nicht im Besitze eines einzigen Herrn: schon 1365 besassen die Ritter von Schöneck (auf dem Hunsrück) und die Vögte von Leudesdorf (bei Andernach) Burghäuser zu Bürresheim. 1469 ward der Ritter Kuno von Schöneck von dem Erzbischof Ruprecht von Cöln mit dem halben Schloss Bürresheim belehnt, der es 1473 mit allen dazu gehörigen Dörfern, Höfen und Gerechtsamen an den Ritter Gerlach von Breitbach verkaufte. Schon 1422 hatten die Vögte von Leudesdorf ihren Antheil an den Grafen Ruprecht IV. von Virnenburg veräussert. Später erwarb die Familie von Breitbach auch noch die andere Hälfte des Schlosses und der Herrschaft. In der Mitte des 18. Jahrhunderts starb das Rittergeschlecht von Breitbach aus und so kam die Herrschaft an einen Enkel des Hauses von weiblicher Seite, den Grafen Clemens Wenceslaus von Renesse, der einem alten niederländischen Geschlechte entstammte. Gegenwärtig ist dessen Sohn Edmund der Besitzer, welcher hier schon seit vielen Jahren in der Einsamkeit lebt. Zu dem Besitze gehören jetzt noch 2400 Morgen Wald.

Die N i t z. Ihr Name ist wohl ganz gleich bedeutend mit dem der Nette. Sie entspringt auf dem offenen Plateau bei Welcherath und Reimerath im Kreise Adenau, in einer Höhe von ungefähr 1500 Fuss. Später tritt noch der an der 2207 Fuss hohen N ü r b u r g entspringende Krebsbach hinzu. Nachdem sie noch den Eschbach aufgenommen, tritt sie in ein sehr enges Grauwackenthal ein. Bald befinden wir uns in dem alten Dorfe

V i r n e n b u r g. Es ist eine der ödesten und verlassensten Gegenden der Eifel, weit von allen grösseren Ortschaften, durch eine Landstrasse erst seit wenigen Decennien zugänglich gemacht. Hier erhebt sich aus der Thalsohle ein kaum 100 Fuss hoher Grauwackenfels, reichlich mit Gebüsch und Bäumen bewachsen, durch die Nitz und zwei kleine Seitenbäche fast ganz isolirt. Auf dem Felsen liegen die spärlichen Trümmer der Virnenburg. Seit einigen Jahren führt die neue Strasse von Mayen nach Adenau durch

das Dorf, dessen 50 meist sehr ärmliche Häuser sich in dem Thale zusammendrängen. Der Ort liegt in der Mitte jener beiden, sechs Stunden von einander entfernten Kreisstädte.

Wer auf der Coblenz-Lütticher Strasse von Mayen nach Kelberg reis't und etwas mehr als die Mitte zwischen beiden Stationen zurückgelegt hat, sieht rechts, tief im Thale einige braungraue Mauerreste, die mit ihren öden Fensterhöhlen ihn unheimlich anschauen. Dies sind die Trümmer der Virnenburg, wo vor Zeiten eins der mächtigsten rheinischen Dynastengeschlechter seinen Stammsitz hatte.

Der Ursprung dieses Geschlechtes ist gänzlich unbekannt. Nach der Vermuthung des rheinischen Antiquarius wurde ein Sohn der rheinischen Pfalzgrafen zu Aachen mit Virnenburg und der Statthalterschaft der grossen maifelder Pellenz (s. weiter unten) begabt. Es fand in alten Zeiten auch ein Lehensverband mit den Grafen von Sayn statt. Urkundlich kommen Herren von Virnenburg zuerst im Jahre 1042 vor.

Der so sehr beschränkte und abgelegene Sitz auf der Virnenburg scheint den kräftigen Grafen nicht gar sehr gefallen zu haben. Wir finden schon frühe, dass die Burg Monreal, weit grossartiger und freier, wenn auch immer noch in den Thalgehängen des Elzbaches gelegen, von ihnen zum Aufenthalte erwählt wurde. Die Burg Monreal liegt fast zwei Stunden südöstlich von Virnenburg, eine starke Stunde von Mayen und daher auch in grösserer Nähe bei dem weit offeneren Maifeld und den darauf gelegenen Besitzungen der grossen und der kleinen Pellenz. Wahrscheinlich durch Geldnoth gedrängt, trugen am 9. Aug. 1187 die Brüder Gottfried und Friedrich, Grafen von Virnenburg, ihr bisher freies Allodium für 1600 Pfund trierischer Pfennige dem Erzbischof Johann I. von Trier zu Lehen auf. Beinahe ein hundert Jahre später regierte Graf Hermann, der sich in Urkunden „von Gottes Gnaden, Graf von Virnenburg“ nennt. Die Virnenburger waren sehr streitbare Männer und wir finden sie in den meisten Fehden, welche die rheinischen Fürsten führten, stark betheiligt. In der grossen Worringer Schlacht, 1288, kämpfte

Graf Ruprecht II. auf der Seite des Herzogs von Brabant gegen den Erzbischof von Köln, Siegfried von Westerburg. Durch den entscheidenden Sieg wurde ihm reiche Beute zu Theil. Derselbe Ruprecht trat 1294 zu Kaiser Adolph dem Nassauer, dem er alsobald kräftig beistand und 500 Mark kölnischer Pfennige empfing. Auch in dem geistlichen Stande, den die jüngeren Söhne wählten, kamen sie zu bedeutendem Ansehen. Heinrich, der Bruder des Grafen Ruprecht II., wurde 1306 Erzbischof von Köln. Bei der streitigen Kaiserwahl zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich stand der Erzbischof von Köln auf der Seite des Letzteren, für den er eifrig kämpfte und dem er 1314 am 25. November zu Bonn die Krone auf das Haupt setzte, während Ludwig von Baiern an demselben Tage von dem Erzbischof Peter von Mainz zu Aachen gekrönt wurde. Doch sah der Erzbischof Heinrich 1316 sich genöthigt seinem Schützling zu entsagen. Heinrich strebte stark darnach, die Macht der Stadt Köln zu schwächen und Brühl auf dessen Kosten zu heben. Im Jahr 1322 übergab er den am 14. August 1320 fertig gewordenen Chor des Kölner Doms dem allgemeinen Gottesdienst und weihete ihn ein. Er starb am 7. Januar 1332 zu Bonn, und wurde daselbst, nach eigener Bestimmung in der von ihm erbauten Kapelle zur heil. Barbara beigesetzt. Der Erzbischof Heinrich gehörte zu den thätigsten Fürsten des Erzstifts Köln. Er hielt Synoden ab und sorgte für die Besserung der kirchlichen Verhältnisse; er löste die Grafschaft Hülchrath wieder ein, befestigte die Städte Uerdingen und Linz und erbaute das Kastell von Lechenich. Sein gleichnamiger Neffe, ein Sohn Ruprechts II. von Virnenburg, Probst zu Bonn, wurde im Jahr 1328 von dem Papste zum Erzbischof von Mainz ernannt. Während das Domkapitel ihm ernstlich widerstrebte, wurde er von der Stadt Mainz begünstigt und von König Ludwig dem Baier 1337 bestätigt, den er auch kräftigst unterstützte. Später wurde er von dem Papste abgesetzt, behielt aber doch sein Erzbisthum, kam mit dem Churfürsten Balduin von Trier und dem Hause Luxemburg, die Karl IV. zum Kaiser erwählt hatten, in heftigen

Streit, stellte den Grafen Günther von Schwarzburg als Gegenkaiser auf und starb endlich am 21. December 1353 in völliger Apathie. Die Limburger Chronik sagt von ihm: „man nannte ihn Burssmann, also dass er gerne trank."

Ruprecht III., des Erzbischofs von Mainz Bruder und dessen treuer Helfer, scheint durch die vielen Kämpfe und Drangsale desselben oft in Geldverlegenheit gewesen zu sein, denn es finden sich nachher manche Verpfändungen ansehnlicher Besitzungen vor, wie die der Burg Niederwied, der Herrschaft Schaumburg u. A. Eine Gräfin von Virnenburg, Elisabeth, war mit Herzog Heinrich dem Freundlichen von Oesterreich vermählt und starb 1343. Graf Johann von Virnenburg wurde Bischof von Münster und 1364 Bischof von Utrecht.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir den Grafen Ruprecht IV. so mächtig und in solchem hohen Ansehen, dass die ersten rheinischen und niederländischen Fürsten seine Freundschaft und Bundesgenossenschaft suchten. Es war die glänzendste Zeit des Hauses Virnenburg, wenn es auch jetzt nicht so bedeutende Kirchenfürsten unter den Seinigen zählte, als in dem vorhergehenden Jahrhundert. Diese forderten die Kraft des Hauses und seine Unterstützung, während Ruprecht IV. ihm die Kräfte von aussen zuführte. Welche glänzenden Feste, welches reiche Leben aber mag sich in jenen Zeiten in den engen Thälern der Nitz zu Virnenburg und der Elz zu Monreal entfaltet haben!

In vielen Kämpfen war Ruprecht IV. in hohem Grade thätig und wollen wir davon nur den Kampf Rabans von Helmstädt und Ulrichs von Manderscheid um den erzbischöflichen Stuhl von Trier erwähnen, wobei Ruprecht IV. unwandelbar auf der Seite des Letzteren stand, so wie der burgundischen Kriege unter Herzog Philipp dem Guten, dem er Luxemburg erobern half. Ruprecht starb endlich in hohem Alter als des Herzogs von Burgund Statthalter zu Luxemburg am 9. October 1444. Der rheinische Antiquarius sagt von ihm: „Wenn er auch zuletzt eines Mächtigeren Diener geworden, so ist er unstreitig der

Glanzpunkt in der Geschichte des Hauses. Sein Waffenruhm reichte vom Morgen- zum Abendland, auf die Geschicke eines bedeutenden Churfürstenthums gewann er bedeutenden Einfluss, sein Bündniss war gesucht, durch ihn grossentheils erhielt, mittels Einverleibung des Herzogthums Luxemburg, der burgundische Staat seine Vollständigkeit; an dem Hofe Philipps des Guten, wo man vorlängst gewöhnt, der deutschen Unbehülflichkeit zu spotten, brachte er zuerst wieder den deutschen Namen zu Ehren; die wichtigsten Erwerbungen hat er seinen Nachkommen hinterlassen."

Nachdem Ruprechts IV. Sohn Ruprecht V. schon 1443 gestorben war, erhielten nach dem Tode des Grossvaters seine beiden Söhne Ruprecht VI. und Wilhelm I. die Erbschaft. Die Theilungsurkunde vom 29. September 1445 ist höchst interessant und zeigt uns bis zu welcher Ausdehnung die Besitzungen der Grafen von Virnenburg gelangt waren. Ruprecht, der ältere Bruder, erhielt die Grafschaft Virnenburg mit den Schlössern Virnenburg und Monreal, die grosse und die kleine Pellenz (über welche wir weiter unten sprechen werden) mit allen ihren Gerichten, Dörfern und Gerechtsamen und 10000 Gulden, welche auf der Herrschaft Schleiden hafteten; die auf diesen Besitzungen ruhenden Schulden von 20000 Gulden fielen ihm jedoch auch zur Last. Ferner erhielt er die Herrschaft Saffenberg, die Grafschaft Neuenahr, Schloss und Dorf Gelsdorf, den Thurm zu Ahrweiler mit dem Erbschenkenamte des Churfürstenthums Köln und viele Zehnten und Renten; dabei aber auch eine Schuldenlast von über 30000 Gulden, die in vielen einzelnen Posten im Rheinlande zerstreut war. Graf Wilhelm erhielt Schloss und Herrschaft Falkenstein, die Lösung von Burg und Stadt Pfedersheim, die Herrschaft Schönberg im Oesling, den Hof von Thommen bei St. Vith mit Dörfern, Gericht, Renten und Herrlichkeit, so wie noch andere ansehnliche Renten, jedoch auch eine Schuldenlast von mehr als 25000 Gulden. Ausserdem verblieben gemeinschaftlich Durbuy, Stolzenberg, Merxheim, Malberg, Fels und Hamm, die Lösung der Herrschaft Schönecken in der Eifel, die Schuld

an Burgund und die Ansprüche an die halbe Herrschaft St. Vith und Bütgenbach. Durch seine Vermählung mit Margarethe, der Erbin von Sombreffe, erhielt Ruprecht VI. diese bedeutende Herrschaft in Belgien, worin das ganze spätere Schlachtfeld von Waterloo.

Allmählig aber sank der Glanz des Hauses. Von dem Grafen Kuno, dem letzten Manne seines Geschlechts, welcher 1543 die Herrschaft Sombreffe verkaufte, sagt der rheinische Antiquarius: „Ueberhaupt hat er veräussert, was nur immer einen Käufer finden wollte, dass er zuletzt genöthigt, all sein Eigenthum in der Pellenz an die Gemeinden zu überlassen, wogegen diese seine Schulden übernahmen . . . . In Ansehung der Lehen waren dem Verschwender die Hände gebunden.“ Er starb den 28. December 1545, seine kinderlose Wittwe Josina von der Mark 1546 zu Andernach. Die meisten kölnischen und trierischen Lehen wurden von den betreffenden Churfürsten zurückgezogen und erhielt Graf Dietrich V. von Manderscheid, mütterlicher Seite von dem oben erwähnten Grafen Wilhelm I. herstammend, 1554 von dem Churfürsten von Trier die Grafschaft Virnenburg als Lehen. Ihm folgte Graf Dietrich VI. von Manderscheid-Schleiden-Virnenburg und als dieser 1593 ohne männliche Erben starb, erhielten die Töchter seines Bruders Joachim die übrig gebliebenen Virnenburgischen Besitzungen. Virnenburg wurde der Gräfin Elisabeth, Gemahlin des Grafen von Löwenstein-Wertheim, zu Theil und blieb im Besitze dieses Hauses bis zur französischen Besitzergreifung des linken Rheinufers. Zur Grafschaft Virnenburg gehörten 23 in der nächsten Umgebung liegende Ortschaften und Höfe mit einem jährlichen Ertrage von 8000 Gulden. Auf den meisten dieser Ortschaften liegt noch der Druck der tiefsten Armuth, wahrscheinlich durch die früheren glänzenden Zeiten des Hauses herbeigeführt. So glänzten viele unserer rheinischen Fürstenhäuser in der Zeit des Mittelalters. Die meisten aber gingen zu Grunde, theils durch eigene Schuld, theils aber auch durch die Macht der Verhältnisse, namentlich durch die Kriege mit Frankreich.

In unzähligen Krümmungen umfliesst die Nitz den

Mayener Wald und berührt das in einem hohen Grade ärmliche Dörfchen Nitz in höchst romantischer Lage. Nach einem Laufe von vier Stunden vereinigt sie sich im Angesichte des Schlosses Bürresheim mit der Nette.

Immer freundlicher und mannigfaltiger wird das Thal. Mahl- und Papiermühlen werden von dem Bache in Bewegung gesetzt. Von der Höhe schaut das Dorf St. Johann herab, am Abhange des mächtigen Hochsimmers gelegen, einem erloschenen Vulkane, von dessen Kraterumwallung der vierte Theil nach Süden hinab gestürzt ist. Seine Lavamassen breiten sich an dem ganzen linken Thalhange aus und mächtige Blöcke starren dem Wanderer entgegen. Zwei derselben, etwas statuenartig, die am Wege nach St. Johann stehen, haben den Stoff zu einer interessanten Volkssage gegeben, zu der Geschichte von dem Johannesknecht und der Dicketrein. Der Knecht Johannes diente oben auf St. Johann und liebte die dicke Katharina, die unten in der Mühle an der Nette wohnte. Katharinens Mutter, eine arge Hexe, gab ihre Einwilligung unter der Bedingung, dass der Knecht Johannes aus der Kirche zu St. Johann einige geweihte Gefässe entwende. Das gelingt ihm und die Mutter führt ihm die Tochter zu. Der Hochzeitsweg wird angetreten und das Paar geht den Berg hinan. Da verfinstert sich der Himmel, das Firmament erkracht, ein mächtiger Blitz fährt hernieder und verwandelt das Brautpaar in die beiden Felsblöcke am Wege, die jetzt noch den Wanderer unheimlich anstarren.

Mayen. Bei einer plötzlichen Biegung zeigt sich die gewerbthätige Stadt Mayen, mit ihren zahlreichen, neuen Häusern. Diese Stadt, vor noch nicht langer Zeit, als das Land unter die preussische Krone kam, kaum 3000 Einwohner zählend, ist jetzt auf beinahe 6000 gestiegen. Die vortreffliche Lage unmittelbar am Fusse der Eifel und durch gute Wege mit dem Rheine bei Andernach, Neuwied und Coblenz verbunden, hat mit sehr glücklichem Erfolge eine bedeutende Handels- und Gewerbthätigkeit entwickelt, wobei der Name der Familie Triacca die ehrenvollste Erwähnung verdient. Das Tuchmacher- und Gerbergewerbe, wenn auch ersteres nicht in feineren Zeugen, er-

freuen sich aller Anerkennung. Steinhauerarbeiten, die in dem nahe liegenden Lavastrome des Billenberges betrieben werden, und Mühl- und Bausteine aller Art, finden reichlichen Absatz besonders nach dem Rheine hin. Wöchentliche Getreidemärkte und häufige Viehmärkte veranlassen oft einen bedeutenden Zusammenfluss von Käufern und Verkäufern. Endlich vermitteln die Postverbindungen mit Coblenz, Neuwied, Andernach, Adenau, über Kelberg nach Malmedy und über Kaisersesch nach Cochem und Trier einen lebhaften Verkehr nach allen Seiten. Nur ein bedeutender Erwerbszweig, der Weinbau, welcher früher hier, wie an vielen anderen Stellen des unteren Nettethals, in grosser Ausdehnung betrieben wurde, ist im Laufe der Zeit durch schlechte Erträge gänzlich zu Grunde gegangen. Welche traurigen Zeiten mögen über die Mitglieder der Weingärtnerzunft gekommen sein, ehe sie sich zum Aufgeben ihres Gewerbes entschliessen konnten! Mayen liegt in einem freundlichen Thalkessel der Nette, nur auf der Westseite von 1000 bis 1200 Fuss hohen Bergen umgeben; nach dem Rheine zu erhebt sich das Gehänge sehr sanft in die Pellenz. Die Nette fliesst von Nordwest nach Südost vorbei und die Stadt liegt fast ganz auf deren Westseite. Trümmer römischer, durch Feuer zerstörter Gebäude finden sich zuweilen auf der Ostseite unter der Oberfläche. Nach der Beschaffenheit des Bodens zu urtheilen, stand das Thal von Mayen einst unter Wasser und die Volkssage erzählt auch, es sei einst hier ein grosser See gewesen. Wirklich zeigt uns eine Stelle im Thale unterhalb Mayen an der Reifer Mühle einen sehr merkwürdigen Punkt, an welchem ein Lavastrom in das Thal hinabgeflossen ist und dasselbe geschlossen hat. Erst nach Jahrtausenden mag es der Nette gelungen sein, das Hinderniss zu durchsägen und ihrem aufgestauten Wasser Ablauf zu verschaffen.

Nach urkundlichen Nachrichten muss Mayen (Megina) in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts noch ein sehr unbedeutender Ort gewesen sein. Aber schon im Jahr 1110 wird durch eine andere Urkunde erwiesen, dass es sich sehr gehoben. Eine Burg erbaute 1280 der Erzbi-

schof von Trier, Heinrich von Vinstingen, derselbe, der eben damals auch die Coblenzer Burg an der Mosel errichtete.

Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, dass schon in viel früheren Zeiten eine Burg hier gestanden, auf welcher wohl der Pfalzgraf Siegfried oder Sigebodo gewohnt, der Gemahl der unglücklichen und frommen Pfalzgräfin Genofeva. Diese alte Burg mag wohl Hohensymern geheissen haben, denn auf dem benachbarten Hochsimmer, diesem mächtigen Vulkane, ist keine Spur einer Burg; auch war auf demselben kein Raum dafür. Jetzt ist in den Ruinen, die sich auf einer kleinen Anhöhe am Südwestende der Stadt befanden, ein neues Gebäude mit einer Bierbrauerei und Gastwirthschaft errichtet, welches stolz auf den Markt und die Strassen der Stadt herabschaut. Im Jahr 1291 erhielt Mayen durch den Erzbischof Boemund von Trier volle Stadtgerechtsame. In den französischen Kriegen unter Ludwig XIV. wurde Mayen mehrere Male sehr hart mitgenommen; es erholte sich jedoch sehr bald wieder, da der Besitz eines sehr ausgedehnten Waldes und die Thätigkeit seiner Bewohner bedeutende Hülfsquellen darboten. Jetzt ist Mayen die Hauptstadt des Kreises Mayen, der in physikalischer Beziehung einen der interessantesten Theile des Rheinlandes umfasst. Nicht vergessen dürfen wir, auf den schiefen, fast spiraligen spitzen Thurm der Pfarrkirche aufmerksam zu machen, den der Teufel, aus Verdruss über das neuerbaute Gotteshaus, das er einzureissen trachtete, so schief gedreht haben soll.

Die h. Genofeva. Die Leidensgeschichte dieser frommen Fürstin ist zu bekannt, als dass wir uns veranlasst sehen sollten, sie hier unsern Lesern wieder zu erzählen. Wohl aber können wir nicht umhin, den Zweiflern an einer der merkwürdigsten Sagen unserer Gegend einige Beweise dafür vorzuführen. Nach der Legende fällt das Ereigniss in die Zeit, in welcher der Erzbischof von Trier, Hildulfus, regierte, der damals in Ochtendung (Offtendinck), residirte und der nachher die zum Andenken der fürstlichen Dulderin erbaute Frauenkirche ein-



weihete. Dieser Erzbischof Hildulf regierte von 742 bis 750. Um diese Zeit fallen auch noch die Kämpfe, welche die Franken nach der Schlacht von Tours am Fusse der Pyrenäen mit den Mauren führten. Jahrhunderte lang wurde das Gedächtniss der Wiederauffindung der h. Genofeva am Vorabende des Festes der heil. drei Könige gefeiert, indem bei der zu ihrem Andenken erbauten Frauenkirche ein Freudenfeuer angezündet wurde, wozu Mayen die Kohlen zu liefern hatte. Einem Stadtdiener lag die Besorgung der Kohlen und das Anzünden des Feuers ob, wofür er nach altem Gebrauche ein Malter Korn erhielt. Erst in neuerer Zeit ist diese Einrichtung aufgehoben worden. Ein anderer Gebrauch ist noch interessanter. Jeden Ostermontag, der für den 2. April, den Todestag der heil. Genofeva angenommen war, wurde eine grosse Procession von Mayen nach der Frauenkirche gehalten. Es fand eine ansehnliche Betheiligung statt und namentlich vieler Bürger von Mayen, wovon die eine Partei vollständig als Ritter gerüstet erschien, die andere Saracenen vorstellte. Auf der Anhöhe vor der Frauenkirche schieden sich die Parteien; die Franken wurden von dem Amtmann von Mayen geführt, es wurde tapfer gefochten und natürlich unterlagen die Saracenen. Sieger und Besiegte zogen nun andächtig in die Kirche, verrichteten ihre Gebete und lagerten sich dann vor derselben, um sich an Speise und Trank zu erquicken. Die Priester, welche die Procession begleiteten, erhielten zwei Viertel Wein oder 4 Albus. Nach der Beendigung aller Feierlichkeiten zog die Procession wieder in gehöriger Ordnung nach Mayen zurück. In späteren Zeiten wurde alles kriegerische Gepränge beseitigt und endlich hob der Churfürst von Trier, Clemens Wenceslaus, 1785 die ganze Feier auf, als er auch so vieles andere öffentliche kirchliche Gepränge verbot. Aber nicht bloss auf Sagen ist die Verehrung dieser Kirche begründet. Auch am Sonntag nach Ostern und am ersten Sonntag des Augusts fand in dem Pellenzhaus neben der Frauenkirche eine Gerichtsversammlung, das Pellenzer Gericht, statt, wobei sich die Bürgermeister

der 14 Dörfer der grossen Pellenz versammelten und der Kellner (Amtmann) zu Mayen den Vorsitz führte.

So versammelten sich überhaupt die Grossen des Maifeldes und der Eifel zu manchen Berathungen hier, wie z. B. der Erzbischof Heinrich von Köln, Graf von Virnenburg, (s. S. 12) unter Vermittelung des Erzbischofs Balduin von Trier, einen Zwist mit der Stadt Köln verglich. So wurde die Stelle, wo die Dulderin über sechs Jahre in der Wildniss gelebt haben soll, und wo, nach ihrem Wunsche, ihre sterblichen Reste beigesetzt wurden, noch auf die mannigfaltigste Weise geehrt. Die Processionen, welche jetzt noch zuweilen statt finden, und wobei man von Zahn- und Ohrenschmerzen geheilt werden soll, wenn man den Kopf betend in ein Loch hinter dem Hochaltare steckt, sind von keiner Bedeutung mehr. Aber der Aberglaube hat auch seine Erinnerungen noch erhalten. Mancher ehrliche Landmann will es gesehen haben, wie der schändliche Golo, als fürchterliches Gespenst, auf einem glühenden Stier ritt, oder, auf eine glühende Pflugschaar gespiesst, von vier wüthenden Stieren geschleift wurde. Auch wenn das St. Elmsfeuer, jene interessante electrische Erscheinung, sich zuweilen auf den Kirchthürmen der Umgegend zeigt, sagen die Bewohner: „unserer Frauen Genofeva Kerze brennt!"

Frauenkirch und Mayen.

Von Th. Meurer.

Im Maienfelde gar einsam steht
Ein Kirchlein still und klein:
Viel Waller zieh'n mit frommem Gebet
Zum Kirchlein aus und ein.
Sie knieen singend vor dem Altar,
Wo Genofeva ruht;
Sie lauschen, wie murmelnd immerdar
Noch rauschet die Waldesfluth.

Und wenn auf Wälder und Fluren spannt
Die Nacht den duftigen Flor,
Dann tritt im schimmerndweissen Gewand
Sie aus dem Kirchlein hervor.

Stillbetend stehet die Heil'ge lang,
Den Blick zu den Sternen gewandt,
Und segnet die Fluren, den Bergeshang,
Und Hütten und Haus und Land.

Da rauschen die Bächlein fern und nah.
Die Blumen beben im Traum;
Viel Engel schreiten segnend da
Durch friedlicher Hütte Raum.
Und dann noch hebt sie den milden Blick
Zum Simmer im Mondenstrahl;
Sie fleht für's Städtlein Heil und Glück
Beim Siegfriedsschloss in dem Thal.

Da glänzet der Himmel dort so klar
In leuchtendem Sternenschein;
Da giesset der Mond sich wunderbar
In's blühende Thal hinein.
Drum wogen die Saaten allzumal
So reich um das Kirchlein dort;
Drum blühet das Städtlein in dem Thal:
Die Heilige ist sein Hort.

Aus dem „Poetischen Sagenkranz" von Theod. Meurer
und Wilh. Reuter. Mayen 1855.

Das Mayfeld. Mayen wurde in späterer Zeit der Hauptort des Mayfeldes, des Mayengaues, während es früher der viel ältere Ort Münster-Mayfeld war, wo Pipin der Kurze eine schöne Kirche errichtet hatte, die fast auf der höchsten Stelle des Mayfeldes liegt und jetzt noch der Schmuck der Gegend ist. Das Mayfeld, zwischen den Höhen links der Mosel, Mayen und Andernach sich ausbreitend, hiess auch wohl der Mayenfelder Gau (Meginovelt, Meinefeld, Meynvelt). So kommt auch im Jahre 888 ein Gaugraf des Mayfeldes vor, welcher Megingoz oder Megingaud hiess und ein Neffe von König Otto, einem Capetinger und König der Westfranken war. Ein wichtiger Ort war auch Ochtendung, früher 963 Ofdemodinge, 1179 Offtindinge, 1216 Ofdemedinch, 1265 Oftindinch genannt. Es soll jedoch

auch Ochtendung in der keltischen Sprache der brennende Berg heissen, was sich nur auf irgend eine zufällige Sage beziehen könnte, da die vielen in der Nähe liegenden erloschenen Vulkane lange vor aller menschlichen Bevölkerung thätig waren. In Bezug auf keltische Namen ist es jedoch sehr bemerkenswerth, dass die Namen der meisten auf dem Mayfelde liegenden Ortschaften keltischen Ursprungs sind oder sich auf keltische Wurzeln zurückführen lassen sollen, wie Trimbs, Mendig, Pollich, Pillich, Plaidt, Sürsch, Kettig, Kerig, Kärlich, Saffig, Ruitsch, Rüber, Loning und viele Andere, während nur Andernach (Antenacum) an die Zeit der Römer, Rübenach an die fränkische Zeit (ripuarische Franken) und Weissenthurm, Mülheim, Nauenheim, Hausen u. n. a. an die deutsche Zeit erinnern. Ein bemerkenswerthes Denkmal aus der fränkischen Zeit sind die drei Tonnen (Tumben), drei Hügel an der Landstrasse von Coblenz nach Trier, drei Stunden von ersterer Stadt und eine halbe Stunde südlich von Ochtendung, an einer sehr hoch gelegenen Stelle, wo sich das ganze benachbarte Land amphitheatralisch anlehnt. Hier sollen die grossen Versammlungen der Franken statt gefunden haben und selbst im Mittelalter waren hier noch wichtige Gerichtsverhandlungen: es war ein eigenes Gericht auf den drei Tonnen. Zuletzt ging der Pflug darüber und der Weizen gedieh vortrefflich. Seit 1862 hat sich jedoch die königliche Regierung zu Coblenz dieser merkwürdigen Stätte angenommen und die Hügel sind vor weiterer Zerstörung gesichert.

Das Mayfeld besteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen Mayfeld, das sich südlich der Nette bis nach den Moselbergen hin erhebt und von der Strasse von Coblenz nach Trier durchschnitten wird, und der grossen oder vorderen Pellenz, die nördlich der Nette liegt und sich von Mayen bis zum Rheine bei Neuwied und Andernach ausdehnt. Sie bestand aus 14 Dörfern und war, wie die kleine oder hintere Pellenz, die zuletzt nur noch aus 6 Dörfern bestand und südlich und südwestlich von Mayen lag, ein Besitzthum der Grafen von Virnenburg. Das Mayfeld hat einen vortrefflichen Boden für den Getreide-

bau und die grosse Pellenz besitzt ausserdem ein reiches Betriebsmaterial in der Erde.

Die Vulkane. Die Lage und Umgebung von Mayen ist in physikalischer Beziehung höchst merkwürdig. Auf seiner Nord- und Ostseite breitet sich ein vulkanisches Gebiet, das rheinische, aus, dessen Vulkane und Eruptionen grossartig waren und deren Produkte dem jetzt darauf wandelnden Menschengeschlecht von grosser Wichtigkeit sind. Ganz in der Nähe von Mayen erheben sich die Billenberge mit gegen einander geneigten Kraterrändern. In ihrem Lavastrom, der sich über den älteren Strom des benachbarten Hochsimmers gegen Mayen hin ergoss, finden zahlreiche Steinhauer (Leyer werden sie hier genannt) ihr tägliches Brod. Etwas weiter entfernt liegen die drei höchsten rheinischen Vulkane, der Sülzbusch, der Hochsimmer und der Forst, alle über 1800 Fuss hoch. Aus dem Krater des Forstes ergoss sich jener ungeheure Lavastrom nach Osten, in welchem die grossen Mühlsteinbrüche von Ober- und Nieder-Mendig liegen. Er bedeckte das Land mit einer Lavamasse von 40 bis 50 Fuss Mächtigkeit. Darüber liegen noch Bimssteinschichten von 10 bis 12 Fuss. Diese Lava ist ein festes, poröses und stark klingendes Gestein von graublauer Farbe. Darunter liegt gewöhnlicher plastischer Thon und unter diesem die Grauwacke der rheinischen Formation. Die Mühlsteinbrüche sind bis 60 Fuss tief und auch im Sommer eiskalt; nicht selten findet sich festes Eis darin. In den verlassenen Brüchen wird in Bierbrauereien das köstliche Felsenbier bereitet das man weit verfährt. Die älteren Brüche, die bis in die Römerzeit hinauf reichen, sind jedoch ganz zugeschüttet und an vielen Stellen ist jetzt Wald oder gutes Feld, wo sonst die Oberfläche der Erde ganz durchlöchert war. Mächtige Säulen aus dem ursprünglichen Gestein, tragen unten die ausgebeuteten Gewölbe. Oben haben die Gruben eine runde Oeffnung, gegen 17 Fuss im Durchmesser. Die Dörfer Ober- und Niedermendig, welche sich vorzüglich mit diesen Arbeiten beschäftigen, sind sehr wohlhabend und besitzen jedes eine Einwohnerzahl von über 1300 Seelen. Die Häu-

ser sind von Lava erbaut und die Strassen damit gepflastert *).

Westlich von Obermendig, am Fusse des 1800 Fuss hohen Gänsehalses, der ganz aus Tuff besteht, liegt das Dorf B e l l, ebenfalls ein sehr wohlhabender Ort. Hier finden sich ungeheure Massen von Leucittuff, der durch-

---

*) Es möchte für unsere freundlichen Leser nicht ohne Interesse sein, Näheres über diesen Erwerbszweig der genannten Dörfer zu vernehmen. Auf der nordöstlichen Seite der Dörfer Ober- und Niedermendig überblickt man ein bedeutendes, mit porösen, schlacken- und basaltartigen Steinen bedecktes Feld. Zwischen Mauern aufgethürmter Steinmassen dahin wandelnd trifft man auf Mühlsteine der verschiedensten Grösse, ganz oder zerbrochen. Dazwischen liegen die Gruben oder Schachte, Brunnen ähnlich, mit einem Göpel darüber, vermittelst dessen man durch Menschen- oder Pferdekraft mächtige Steine aus der Tiefe windet. Ueberall sieht man Männer beschäftigt, diesen Steinen bestimmte Formen zu geben. Die grössten Steine von einer bestimmten Porosität und Festigkeit, ohne Risse und fremdartige Körper, werden zu Mühlsteinen zugerichtet, die älteste und allgemeinste Anwendung und der Handel mit ihnen erstreckt sich bis nach Ostindien und Amerika. Die Mühlsteine haben bestimmte Grössenverhältnisse und erhalten darnach auch bestimmte Namen. Die grössten Mühlsteine haben einen Durchmesser von 5 Fuss 3 Zoll bei einer Dicke von 17 Zoll und heissen Siebenzehner; dann folgen die Sechszehner mit einer Dicke von 16 Zoll und einem Durchmesser von 4 Fuss 10 Zoll, und so weiter bis zu den kleinsten Steinen für Handmühlen herab. Ein Mühlstein von 12 Zoll Dicke heisst Wolf, noch kleinere werden Queren genannt. Steine von geringerer Dicke als ihr entsprechender Durchmesser heissen Jungfern; ganz reine Steine nennt man silberganze, schadhafte heissen lahme Steine. Ausser den Mühlsteinen werden auch Bau- und Pflastersteine, Treppenstufen, Thüren- und Fenstereinfassungen, Grabsteine etc. hier verfertigt und meist über Andernach in den Handel gebracht. — Bei der Anlage einer Steingrube wird die Erde und das Gestein auf einem Schneckengange durch Menschen an die Oberfläche gefahren und die Wände werden sodann ringsum ausgemauert. In die fertigen Gruben steigt man auf schmalen, gewundenen Treppen durch dunkle Gänge, oft auch zuletzt noch hohe Leitern, hinab. Der innere Raum der Gruben bildet grosse Gewölbe.



aus feuerfest ist und daher vorzüglich zu Backofensteinen benutzt wird; er hat bedeutenden Absatz.

Oestlich von dem Krufter Ofen, dem bedeutendsten Kegel im Norden des Mayfeldes, an dessen nordwestlichem Fusse sich der Laacher See ausbreitet, erheben sich nach dem Rheine hin noch der Nikenicher Sattel, der Wassenacher Wald, der Nastberg und der Warshübeler Kopf. Nordöstlich von dem Laacher See liegen noch viele bedeutende Krater, unter welchen wir nur die Dachsbüsche, den Bausenberg, den Herchenberg, den Leilenkopf erwähnen wollen. (S. Brohlthal.) Sowohl in der grossen Pellenz, als auf dem Mayfelde, nach dem Rheine hin, erheben sich östlich und südöstlich von Mayen noch drei vulkanische Gruppen, die der Humriche, der Wannenköpfe und die des Carmelenbergs. Die Humriche liegen links, die beiden anderen Gruppen rechts der Nette. Zu den Humrichen (Humrich ist die hiesige plattdeutsche Aussprache für hoher Berg) gehören der Plaidter und der Krufter Humrich (über 930 F. hoch), der Nikenicher Weinberg und der Tönchesberg, beide letztere mit ausgezeichneten Krateren. Zu den Wannenköpfen rechnet man den grossen und den kleinen Wannen, den Langenberg, den Michelsberg, den Rodenberg, das Eiterköpfchen, keiner viel über 800 Fuss hoch, mit drei Krateren und zahlreichen niedrigeren Ausbruchstellen. Zu der Gruppe des Carmelenbergs gehört dieser selbst, 1210 Fuss, mit dem Schweinskopfe, dem Christhöler Berg, dem Golowald und dem ganz getrennt liegenden Birkenkopf, der die grossen Bausteine und Quader zu der neuen Moselbrücke von Coblenz geliefert. Der letzte Ausläufer dieser Gruppe, der Beulskopf, liegt nahe der Mosel über Winningen, etwas über 500 Fuss hoch, und lieferte die Bausteine zu der alten Moselbrücke von Coblenz, die 1342 begonnen wurde.

Für den Geologen sind diese Berge von hohem Interesse und für praktische Zwecke geben die meisten mindestens einen guten Baustein, der hier mit dem Namen „Krotzen“ belegt wird, sehr unregelmässig bricht und vor dem Gebrauche erst in eine etwas regelmässige Form gebracht wird. Diese Lava ist durchaus schlackenartig,

von rother, brauner, grauer, blauer oder schwarzer Farbe. Sie giebt sehr trockene Mauern, die durch die regelmässige Zusammenstellung der verschiedenfarbigen Steine oft einen sehr freundlichen Anblick gewähren. Die einzelnen Steine und Steinreihen werden durch einen reichlich aufgetragenen Kalkmörtel mit einander verbunden und ein weiterer Anstrich findet alsdann nicht statt. Die Häuser, welche zu Mayen, Ober- und Niedermendig und den benachbarten Orten von der dunkeln blaugrauen Mühlsteinlava erbaut werden, haben dagegen ein düsteres, jedoch auch festeres Ansehen.

Wann sind diese Vulkane in voller Thätigkeit gewesen? Das ist eine Frage, die jeden denkenden Menschen bei ihrem Anblick beschäftigt. In der historischen Zeit fand diese Thätigkeit gewiss nicht statt. Keine Nachricht aus den Zeiten der Römer gibt uns darüber Kunde; keine Spur menschlicher Thätigkeit findet sich ursprünglich von den Produkten der Vulkane bedeckt. Dagegen sind diese Produkte von den Römern vielfach benutzt worden und römische Gebäude stehen auf Erde, die das jüngste aller vulkanischen Erzeugnisse, der Bimsstein, bedeckt. Wenn aber auch Tacitus von einem Erdbrande spricht, der im Lande der Juhonen ausgebrochen sei und sich bis zu den Thoren Kölns oder einer anderen rheinischen Stadt ausgebreitet habe, so ist damit eine vulkanische Eruption sicher nicht beschrieben. Wenn ferner der um die Geschichte der rheinischen Vulkane so verdiente Steininger in Trier notarielle Zeugnisse von Landleuten über alte, in Tuff oder Lava aufgefundene Geräthschaften oder Münzen beibringt, so ist wohl zu bedenken, dass zu Zeugnissen in wissenschaftlichen Dingen auch wissenschaftliche Beobachtung erforderlich ist und kein notarieller Akt dieselbe ersetzen kann.

Wann aber fand diese Zeit der vulkanischen Eruptionen statt? Es war eine Zeit, in welcher das schöne Coblenz-Neuwieder Becken durch eine mächtige Felsenwand bei Andernach noch geschlossen war; eine Zeit, in welcher die Gewässer des Rheines dieses Becken ausfüllten und bis zu einer Höhe von mehr als 800 Fuss

Seehöhe überflutheten: in jener Zeit war es, als glühende Lavaströme sich in jenes Becken ergossen und darin erkalteten. Dann durchsägten die Wasserströmungen jene natürliche Mauer, die Fluthen sanken, und der Schlamm des Rheinbettes schlug als Löss sich nieder. Die Thäler bildeten sich allmählig; und wenn in jener Periode noch Lavaströme sich über Ebenen ergossen, die jetzt nach beiden Seiten in Thäler sich senken, so strömten nun die Lavamassen herab in die Thäler. Endlich kam die Zeit, in welcher der Rhein in vielen Armen das jetzige Coblenz-Neuwieder Becken durchfloss; er sägte an den Abhängen des Westerwaldes und an den Abhängen der Eifel; er wühlte das Land aus bis zu einer Tiefe, die 100 und 200 Fuss unter dem gegenwärtigen Niveau des Landes lag, aber Lavaströme ergossen sich noch immer in die Thäler und Schlammströme füllten die Tiefen aus, bei Brohl bis gegen 250 Fuss über der Sohle des Brohlthales, bei Plaidt 200 Fuss über dem alten Rheinbette, wo sich jetzt noch Braunkohlen und plastischer Thon finden. So floss denn endlich der Rhein ab, vielleicht noch einmal gestaut durch den mächtigen Lavastrom, welcher von dem Warshübler Kopf unterhalb Andernach herabkam und jetzt noch als Fornicher Ley ansteht, dass er bis zu nicht unbeträchtlicher Höhe wieder das Kesselthal von Neuwied überfluthete. Als aber endlich Alles vorüber war, als alle Thäler bis zu der jetzigen Tiefe ausgebildet, als die Gewässer ihr jetziges Niveau fast erreicht hatten, da trat die Thätigkeit jenes Vulkanes auf, der das ganze umliegende Land und alles Land östlich bis Giessen und Marburg mit seinem Bimsstein überschüttete und der wahrscheinlich in ungeheuerster Wuth sich selbst zerstörte. Aber Menschen wohnten auch damals noch lange nicht hier.

D a s N e t t e t h a l u n t e r h a l b M a y e n. Die Nette macht von Mayen bis zu dem Dorfe Ochtendung, das drei kleine Stunden entfernt nach Osten liegt, einen mit vielen Krümmungen nach Süden gerichteten Bogen von fast vier Stunden Länge. Bemerkenswerth ist gleich unterhalb Mayen eine Stelle, wo ein Lavastrom den Bachkies (s. S. 17) überdeckt und sich daher also als eine der

jüngsten Eruptionen ausspricht, während an anderen Stellen Lavaströme auf Bergrücken zwischen zwei Thälern liegen oder durch ein tiefes Thal von einander getrennt sind. Betrachten wir die geringen Veränderungen, welche unsere Gewässer in dem letzten Jahrtausend veranlasst haben, so erschrecken wir vor der Zahl der Jahrtausende, die zu und mit den Zeiten der vulkanischen Thätigkeit in unserer Gegend vorübergegangen sind.

Die Nette schweift auf grünen Wiesen zwischen zwei- bis dreihundert Fuss hohen, bewaldeten Grauwackenbergen durch ein fast unzugängliches Thal hin und berührt nur einen Punkt von Bedeutung, das sehr anmuthig gelegene Dorf Trimbs, mit seinen einträglichen Dachschieferbrüchen.

Die Landstrasse von Mayen nach Coblenz führt gerade nach Osten, indem sie sich über die Hochfläche der grossen Pellenz hinzieht und die Sehne des Bogens bildet, den die Nette beschreibt. Prachtvolle Getreidefelder liegen auf beiden Seiten der Strasse. Der von der Landstrasse entfernteste Punkt des Baches liegt fast eine Stunde nach Süden. Eine Viertelstunde westlich von Ochtendung zieht die Landstrasse an dem blumenreichen Wolbersthal hinab und überschreitet die Nette. Schroffe Felsen, grüne Wiesen, klappernde Mühlen und die rauschende Nette bilden hier eine sehr freundliche Parthie, die fast zwei Stunden, bis zu dem in gerader Linie nur eine Stunde entfernten Dorfe Plaidt sich fortsetzt. Es ist diese Parthie unstreitig die anmuthigste des ganzen Nettethales, die von Bürresheim ausgenommen.

(Von dem Bahnhofe Neuwied kann ein geübter Fusswanderer diese Parthie in einem Sommernachmittage sehr gut kennen lernen. Man ersteigt das niedrige Plateau von Weissenthurm, wo sich eine prächtige Aussicht nach dem Rheine hin eröffnet und erreicht in einer starken Stunde das sehr freundlich gelegene Dorf Saffig. Dann wandert man über einen ausgedehnten Lavastrom, der von den Wannenköpfen herabkommt. Hierauf geht man am Fusse derselben hin und übersteigt den Sattel zwischen dem grossen Wannen und dem Michelsberg, wo

mächtige Lavamassen anstehn und trifft nach wieder einer Stunde in Ochtendung ein. Auf der Post und in der Krone ergibt sich hinreichende Gelegenheit zur wahrscheinlich nöthig gewordenen Restauration. Von hier geht man auf der Mayener Strasse eine kleine Strecke nach Westen, steigt in das Nettethal hinab und wandert durch dasselbe, an den Ruinen von Wernerseck vorüber, bis Plaidt. Hier besichtigt man die grossartigen Tuffsteinbrüche, erfreut sich der schönen Ansicht bei der Rauschenmühle und ist nach Verlauf einer Stunde wieder auf dem Bahnhofe. Sieben Stunden Zeit reichen vollkommen zu dieser überaus erfreulichen und anmuthigen Parthie hin.)

Wir wollen jedoch auch hier fortfahren, das liebliche Thal etwas näher zu betrachten.

Wem der Allgütige den rechten Sinn für die Natur verliehen; wen das leise Murmeln des Baches und das Rollen des Donners erfreut; wen das anmuthige Veilchen und die duftende Rose ergötzen; wessen Herz durch die Ansicht suf ein grünes Thal und durch eine glänzende Abendbeleuchtung lebhafter in Bewegung gesetzt wird: der bedarf keiner rauschenden Bälle und luxuriöser Gesellschaften, keiner gaumenkitzelnden Speisen und ausländischer Weine! Ein schwellender Moossitz unter einem frischbelaubten Waldbaume, einige duftende Blumen und die Gesänge der flüchtigen Bewohner der Lüfte sind hinreichend für seine Freuden.

Mit solchen Gefühlen wollen wir denn auch unser Thal betrachten, das sich in den mannigfaltigsten Krümmungen hinzieht, bald von den grotesken Schichtenköpfen der Grauwacke eingeengt, bald in einen oft bis zu zweihundert und mehr Schritten breiten Thalkessel erweitert. Der Bach erreicht mitunter eine Breite von zehn Schritten und eine Tiefe von zwei bis drei Fuss. Auf diesem ganzen Wege ist er nur von zwei schmalen Stegen überdeckt. Die Sohle des Thales, von zahlreichen Wassergräben durchschnitten, erzeugt eine überaus üppige Vegetation. Die Abhänge sind dicht mit Gebüschen bedeckt, zwischen welchen ein reicher Blumenflor wuchert. Unter den vie-

len Straucharten seien hier nur die duftige Mahalebkirsche (der türkische Weichsel), Prunus Mahaleb L., die Felsenbirne, Aronia rotundifolia Pers., die Mehlbeere, Sorbus Aria Crantz, der wilde Apfel- und Birnbaum und ausgezeichnete Rosensorten erwähnt; unter den Kräutern der prächtige Diptam, die purpurrothe Fetthenne, die pfirsichblättrige Glockenblume und das Wunderveilchen. Die zahlreichen Lavablöcke sind mit vielen und ausgezeichneten Moosarten bepolstert, unter welchen besonders schöne Grimmien den Kenner erfreuen.

Die Mahalebkirsche ist ein Strauch von 5 bis 10 Fuss Höhe, dessen wohlriechende, häufig ganz gerade aufgeschossenen Zweige zu Pfeifenröhren benutzt werden; anfangs Mai ist der Strauch mit zahlreichen, weissen Blüthendolden bedeckt, die einen angenehmen Duft verbreiten.

Der Diptam (Dictamnus albus L.) ist ein zwei bis vier Fuss hohes Kraut mit ausdauernder Wurzel, das bei uns mit purpurrothen Blüthen vorkommt; die Blätter sind denen der Esche ähnlich, daher er auch nicht selten von Botanikern der eschenblättrige Diptam, Dictamnus Fraxinella, genannt wird. Die prächtigen Blüthen stehen in grossen vielblüthigen Sträussen. Die ganze Pflanze, besonders aber die Blüthe, verbreitet einen höchst angenehmen aromatischen Duft und strömt aus zahlreichen Oeldrüsen ein entzündbares Gas aus. Torquato Tasso besingt in seinem befreiten Jerusalem unseren Diptam als eine schöne Pflanze und als ein treffliches Heilmittel. Alle Anstalten sind zum letzten und heftigen Sturme auf die heilige Stadt gemacht: aber Gottfried von Bouillon wälzt sich, schwer verwundet, von Ungeduld erfüllt, auf seinem Lager, das er nicht verlassen kann.

„Nun aber pflückt, damit er Lindrung merke,
Ein Engel Diptam von des Ida Haupt —
Ein Kraut, geschmückt mit purpurrother Blüthe
Und reich begabt mit wunderbarer Güte!“

Der fromme Held wird dadurch so plötzlich geheilt, dass er, zum grössten Staunen seiner Kampfgenossen, das Ross besteigt und das Heer der Kreuzfahrer zum Sturme führt.

— Die schöne Pflanze erinnert uns auch an den unglücklichen König Ludwig XVI., zu dessen grössten Vergnügungen es gehörte, die im Garten zu Versailles zu diesem Zwecke zahlreich angepflanzten Diptamstöcke an gewitterschwülen Abenden aufzusuchen und das dem Blüthenstande reichlich entströmende flüchtige Oel mit einer Kerze anzuzünden. Eine bläuliche Lichtflamme fährt dann mit schwacher Explosion an dem Stengel empor, die Blüthen schwach beleuchtend, ohne sie zu verletzen. Ein Monarch, der solche einfache Freuden aufsuchte, verdiente gewiss ein besseres Schicksal!

Das Wunderveilchen, Viola mirabilis L., wächst hier sehr häufig in den Gebüschen und trägt seinen Namen nicht ohne Ursache. Wenn das gemeine, wohlriechende Veilchen zu blühen beginnt, entwickelt auch das Wunderveilchen seine hellvioletten, sehr wohlriechenden Blüthen, die gewöhnlich auf kurzen Stielen, wie bei dem gemeinen Veilchen, unmittelbar aus dem Wurzelstocke hervortreten und ganz unfruchtbar sind; im Mai aber erhält es vollkommnere, höhere Stengel und entwickelt nun frucht- und samentragende Blüthen, aber ganz und gar ohne Blumenkrone.

Besonders reizend ist aber auch der Blüthenschmuck der offeneren Bergabhänge zu Anfang des April durch die gemeine Küheschelle, Anemone Pulsatilla L.: ihre sechsblättrige, glockenförmige Blüthe schwankt zwischen dem dunkelsten Violett und dem lebhaftesten Purpurroth, auf hand- bis spannenhohen Stielen hängend; bald aber entwickeln sich die einfachen Früchte mit langen, fiederhaarigen Anhängseln, die bei leichter Luftbewegung die Berggehänge, wie ein schwacher, beweglicher Nebel bedecken.

Kaum hat aber die Küheschelle ihre federigen Früchte entwickelt und die Blüthendolden der Mahalebkirsche beginnen sich zu entfalten, als auch zahlreiche Nachtigallen und andere Singvögel erscheinen, um das reizende Thal mit ihren lieblichen Melodieen zu beleben. Der Wanderer vermag von diesen Blüthen und Gesängen sich kaum loszureissen. Jedoch die Zeit drängt zu weiterem Schreiten. Da tritt ihm eine schroffe Felsenwand entge-

gen, welcher die Nette auf einer weiten Krümmung aus dem Wege geht.

Von oben schauen die grauen Ruinen von Wernerseck träumerisch herab. Sie überrascht uns in dieser Einsamkeit. Kaum zweihundert Fuss erhebt sie sich über die Sohle des Thales. Das Gebäude hat nur eine geringe Ausdehnung, aber sehr freundliche Formen, manche nette Verzierungen und für kanonenlose Zeiten eine bedeutende Festigkeit. Der Berg, auf welchem sie steht, tritt, ein langer Felsenrücken, quer in das Thal.

Zwei schmale und steile Pfade, führen aus dem Thale nach der Burg. Von dem Plateau der Pellenz geht ein kaum bemerkbarer Pfad über den Hals des Bergrückens, der die Burg trägt. Die Bewohner liessen ihre Pferde in dem am westlichen Fusse der Burgberges gelegenen Kelterhause, einem jetzt noch bewohnten kleinen Bauergütchen. Der Bergrücken hat in der geraden Richtungslinie der Nette eine schwache Einsenkung und in dieser liegt die Burg, ein massives, drei Stock hohes Wohnhaus, ringsum von einer fünfzehn Fuss hohen festen Mauer umgeben, die jedoch sehr wenig Raum für den Burghof lässt. Von der Landseite her war die Burg durch zwei Thore geschlossen; nach der entgegengesetzten Seite fand sich ein unvertheidigtes Thor. Dieses führte nach dem beschränkten Plateau, welches mit sehr steilen Felsenköpfen der Grauwacke nach dem Thale hin abfällt. Zu erklettern wäre diese Parthie jedoch immer gewesen.

Dieses kleine Plateau bietet einen unvergleichlichen Standpunkt zu den vortrefflichsten Ansichten dar. Nach Norden erblickt man nur die zwei benachbarten erloschenen Vulkane, den Plaidter und den Krufter Humrich und nach Westen sieht man thalaufwärts auf die üppigen grünen Wiesen und die mäandrischen Krümmungen des Flüsschens. Thalabwärts nach Osten verfolgt unser Auge ebenfalls noch fast eine halbe Stunde lang den Lauf der Nette und das ihn umgebende saftige Wiesengrün; dann aber tritt uns das grosse Dorf Plaidt mit seiner neuen Kirche und seinen mächtigen Trassgruben entgegen und



weiter schweift der Blick bis an den Rhein, auf dessen rechtem Ufer Neuwied sich hinstreckt. Weiter nach Osten dehnen sich in einem grossen Halbzirkel die 1000 Fuss hohen Vorberge des Westerwaldes aus, mit dem fürstlich-wiedischen Lustschlosse Montrepos, der Burgruine Braunsberg, dem Schlosse Sayn und mehreren Dörfern der Rheinebene. Am ausgezeichnetsten aber ist der Blick nach Süden. Hier erheben sich auf dem Plateau des Mayfeldes in einer Entfernung von nicht einer halben Stunde die schon mehr erwähnten Wannenköpfe.

Man überblickt unter denselben nicht allein alle bereits genannten Hauptköpfe, sondern kann auch alle einzelnen kleinen Eruptionspunkte auf ihrer Nordseite erkennen. Ebenso öffnet sich einer der Krater ganz in der Richtung nach unserem Standpunkte hin, während ein anderer nach Westen geöffneter, seine Sohle verbirgt und nur die Senkungen seiner Ränder zeigt. Von ihrem Nordabhange hin zieht sich nun eine sanft geneigte Fläche nach Norden und Nordosten und wo dieselbe über dem Nettethale endigt, gerade den Ruinen von Wernerseck gegenüber, zeigen sich, dem ganzen Bogen des Thales entsprechend, braunschwarze, fast senkrechte und zackige Lavafelsen, die von der Kante bis fast zur Mitte des Berggehänges herabreichen. Augenscheinlich war in jener Zeit das Nettethal noch nicht so tief ausgefurcht, sonst hätte der Lavastrom bis auf die Sohle des Thales sich fortbewegen müssen und nicht oben in solchen starren Massen anstehen können. Der Strom breitet sich fächerförmig aus und müsste einen wunderbaren Anblick gewähren, wenn er von der Dammerde nicht mehrere Fuss hoch bedeckt wäre. Doch treten, wie schon gesagt, an zahlreichen Stellen grössere oder kleinere Eruptionspunkte aus dem Strome hervor. Derselbe zieht sich bis Saffig und Pleidt hinab und folgt dann noch der Sohle des Thales, bis er nach fast einer Stunde bei Miesenheim endigt, nachdem er an der Rauschenmühle noch eine höchst pittoreske Parthie gebildet, die wir weiter unten beschreiben wollen.

Die mächtigen Lavamassen, welche die ganze Stirne des Bergabhanges bekränzen; die zahlreichen losen Lava-

blöcke, welche auf dem ganzen Abhange bis fast auf die Sohle des Thales durch Losreissung sich verbreitet haben; die reiche und doch durch viele Unterbrechung so unordentlich vertheilte Vegetation, geben dem ganzen uns so nahe gegenüber gelegenen Bilde einen so wilden und fremdartigen Anblick, dass man sich wahrhaft überreden muss, man sei nicht in wer weiss wie fern gelegenen Gegenden, sondern in der Nähe des Vaters Rhein und seiner cultivirten Umgebungen.

Die Burg W e r n e r s e c k wurde zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von dem Trierischen Erzbischof Werner von Falkenstein, wahrscheinlich zum Schutz seiner Pellenz erbaut, die er von den Grafen von Virneburg pfandweise erworben. Doch scheint ihre Errichtung auch Irrungen mit dem Erzbischof von Köln hervorgerufen zu haben, wie sich aus einer Urkunde von 1407 ergibt. Nicht ohne Interesse für die damaligen Zeitverhältnisse ist der Inhalt einer Urkunde vom 13. Nov. 1542, nach welcher der Churfürst Johann Ludwig von Trier sein „Haus Wernerseck mit allem seinem Begriff und Beifang hinten und vorn“ an den Ritter Georg von Eltz amts- und pfandweise übergiebt. Dazu erlaubt der Erzbischof seinem Gläubiger, „dass er an dasselbig unser Haus Wernerseck mit guter Kundschaft und Bescheidenheit tausend Goldgulden verbauen möge, wie er das dem Haus am nützlichsten thun kann und sollen nun hinfurter er und seine Erben, oder Inhalter dieses Briefes, das Haus inhaben und besitzen, auch darauf stets einen Burggrafen oder Diener auf ihre Kosten halten, und solches Haus an Porten, Thürmen, Mauern und allem seinem Bau, der sei binnen oder baussen dem Gedach, aufrichtig und unvergänglich handhaben, dazu das Haus bei Tag und bei Nacht, früh und spät, alles auf ihre Kosten, Angst und Verlust wohl hüten und bewahren lassen, damit demselben durch Brand oder in andere Wege ihrenthalben kein Schaden geschehe. Sie sollen auch unser Haus Wernerseck also bestellen und verwahren, dass wir und unser Stift und des zu allen unsern Nöthen bei Tag und bei Nacht, nach unserm Willen, doch ohne Schaden ihrer Pfandschaft gebrauchen

mögen. Sie sollen auch keinen Krieg daraus führen wider jemand, der sei wer er wolle, dergleichen niemand daraus oder darin schädigen lassen, sie thun es dann mit unserm, unserer Nachkommen und Stiffts Wissen und Willen, das sie mit unsern offenen versiegelten Briefen beweisen können."

Wann die Burg zerstört wurde, ist gänzlich unbekannt. Seit der französischen Invasion befindet sie sich in Privatbesitz und ist jetzt Eigenthum des Herrn Burret in Saffig.

So wenig nun auch die Geschichte und Urkunden über Wernerseck zu sagen wissen, so lebhaft beschäftigt sich die Phantasie der Bewohner der Umgegend mit derselben. Sagen und Gespenstergeschichten sind allgemein bekannt. Die Burg war nach der Meinung der Umwohner der Sitz der Tempelherren, welche unter Beihülfe des Teufels ungeheure Schätze hier aufhäuften. Als die Tempelherren endlich in Folge ihrer Ruchlosigkeit aufgehoben und verbrannt wurden, blieb nur der Ritter Werner übrig, der sich allen Nachforschungen zu entziehen wusste, indem er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufnageln liess. Wenn dann seine Verfolger ihn ausserhalb der Burg glaubten, war er in derselben und umgekehrt, bis ihn der Teufel holte.

Eine andere Sage nennt den Namen des Kaisers, der die Tempelherren richten liess und die Ursache ihres Todes. Vor ungefähr 300 Jahren machte der Kaiser Joseph eine Wallfahrt nach Palästina. In der Türkei aber wurde er festgenommen und nach Konstantinopel vor den Sultan gebracht. Als der Kaiser sich bestrebte, unerkannt zu bleiben, erklärte ihm der Sultan, er habe längst gewusst, dass der Kaiser Joseph die Türkei passiren würde und die Tempelherren hätten den Verrath ausgeübt, wie sie auch bereits viele andere Verräthereien getrieben. Als der Kaiser Zweifel daran äusserte, gab ihm der Sultan die überzeugendsten Beweise ihrer Untreue gegen die Christenheit. Aber auch für gegen ihn geübten Verrath verlangte der Sultan ihre Bestrafung und liess nur dem Kaiser die Wahl ewiger Gefangenschaft oder vollständiger

Freiheit gegen sein kaiserliches Ehrenwort, die Tempelherren in allen seinen Staaten innerhalb dreier Tage zu vernichten. Der Kaiser ging endlich auf das Verlangen des Sultans ein und alle Tempelherren wurden im Verlauf dreier Tage verbrannt. Auf Wernerseck rettete sich nur allein der Ritter Werner in der bereits angegebenen Weise.

Der plötzliche Ueberfall und die Abführung der Tempelherren veranlasste, dass ihre ungeheuren Schätze in den tiefen Gewölben der Burg liegen blieben, wo sie der Teufel bewacht. Nur in der heiligen Nacht könnten sie gehoben werden, wenn Jemand den Muth dazu hätte. Wirklich haben Leute aus den Nachbarorten schon das Wagniss unternommen; aber ein ungeheurer Schrecken befiel sie, wenn sie auf der Leiter hinab in das Gewölbe steigen wollten. Was sie geschreckt, wussten sie nicht, aber die Nacht ist keines Menschen Freund, besonders die Geisterstunde der heiligen Nacht. Zuweilen kommen die Schätze auch an das Licht der Sonne. Ein Schäfer erzählte mir einst, dass er von einer Höhe herab hinter der Burg grosse weisse Tücher ausgebreitet gesehen habe, die mit einem gelben Gegenstande bedeckt gewesen. Hinzutretend sah er grosse Haufen des schönsten gelben Weizens. Er wunderte sich, wie der Besitzer des Kelterhauses unten, denn dem nur konnte der Weizen angehören, eine so schöne und reiche Ernte gehabt; da aber ein schweres Gewitter aufstieg, trieb er seine Heerde ins Thal, nachdem er ein Paar Körner in die Westentasche gesteckt, und forderte unten den Bauer auf, seinen Weizen vor dem Regen zu schützen. Dieser verlachte ihn darob. Eifrig griff der Schäfer in die Westentasche, um den Weizen vorzuzeigen, und siehe da, es waren eitel Dukaten! Nun liefen sie beide, so schnell es Athem und Berghöhe zuliessen, auf die Burg. Jedoch Tücher und Weizen waren verschwunden und wurden nie wieder bemerkt, so eifrig auch der Schäfer und der Kelterhausbauer darnach sahen. So weit die Sagen von Wernerseck.

Entweder durch das Thal der Nette oder auf dem nördlichen Abhange durch Wald und Gebüsch und an

dem Fusse des 939 Fuss hohen Pleidter Humrichs vorbei, der durch Lavabrüche aufgeschlossen ist, wandern wir in einer halben Stunde nach dem sehr ansehnlichen Dorfe Pleidt. Eine neue, im Jahre 1860 fertig gewordene Kirche, vom Fusse bis zur Thurmspitze aus Lava erbaut, ist eine wahre Zierde des Dorfes. Die alte Kirche, auf einem Tuffsteinhügel sehr schön gelegen, war zu klein geworden; nun ist sie abgebrochen und der Tuff, auf welchem sie stand, wird ausgebeutet. Der Ertrag dafür deckte reichlich den Bau der neuen Kirche. Das ganze Dorf steht auf Tuff und ist von zahlreichen Gewölben untergraben, aus denen früher dieser nützliche Stein zu Tage gefördert wurde. Jetzt wird der Tuffstein nur aus offenen Steinbrüchen gefördert und durch Sprengarbeiten abgelöst. Die Brüche gehen an 30 Fuss unter die gegenwärtige Oberfläche. Er liegt in verschiedenen, mehr oder minder brauchbaren Schichten. Manche sind mit zu viel Schiefer, andere Schichten mit zu viel Bimsstein gemengt. Häufig stossen die Arbeiter noch auf weite Gewölbe, alte, verlassene Tuffsteinbrüche. Die Decke ist eine 6—10 Fuss mächtige Lage von grobkörnigem Bimsstein. Der Tuff beginnt über eine Stunde westlich von Pleidt, wo er das Thal des Krufter Baches füllt und reicht noch eine Strecke die Nette abwärts.

Das Sprengen des Tuffs mittels Pulver ist wenig mühsam und auch nicht gefährlich. Doch haben die Arbeiter den Umfang der Sprengung nicht ganz in ihrer Hand. Als ich mich einst beim Sprengen in einer Grube befand, hörte man, nach dem Sturze der zu lösenden Masse mitten aus der Staubwolke, die sie im Falle verursacht hatte, ein eigenthümliches Geräusch, wie, wenn ein starker Regen herabfiele. Es war der Bimsstein, der die Decke bildete und der schon im Voraus von der noch zu fallenden unteren Masse in Bewegung gesetzt worden war. Die zweite Tuffmasse stürzte nun wirklich mit grossem Gepolter ein, wieder einen dichten Staub veranlassend. Wieder erhob sich das regenartige Geräusch des fallenden Bimssteins, den man nun auch herabrieseln sah und wieder fiel ein neuer mächtiger Block. Es wiederholte

sich dies mehrere Male, bis endlich auch die lose aufgesetzten Tuffmauern, welche oben die Grube umgaben, mit dem Bimsstein herabstürzten. Es war wirklich ein sehr interessanter Anblick, auch ganz ohne Gefahr. „Es ist schon gut, sagte der Werkmeister, dass das Zeug alle herunter ist, aber vierzehn Tage habe ich zu schaffen, bis ich den Schutt aus der Grube habe!“ Dazwischen fuhren Pferdekarren aus und ein, die Tuff und Sand auf die Oberfläche brachten und aus den benachbarten Gruben tönte fortwährend das dumpfe Krachen der Sprengschüsse. Der Tuff wird in unregelmässige Stücke von der Grösse eines halben bis eines Drittel Kubikfuss gebrochen und in ganzen Stücken verfahren oder er wird auf den in der Nähe liegenden Trassmühlen zu Pulver gemahlen, wie er zum Mörtel gebraucht wird.

Der Bimsstein ist ein höchst merkwürdiges Produkt unserer Vulkane. Er rührt von den Vulkanen, vielleicht nur von einem Vulkane in der Nähe des Laacher See's her. A. v. Humboldt sagt in dem nie genug zu schätzenden Cosmos, der Bimsstein erzeugende Vulkan könne auch in der Nähe von Urmitz gelegen haben. Es ist das nicht möglich. Bei Urmitz ist zwar sehr viel Bimsstein zusammengedrängt und in grossen Schichten aufgehäuft; es kann dieses aber nur Folge der Zusammenströmung durch den Rhein sein. In der Nähe des Laacher See's und zwar südöstlich davon liegen zwei Berge, der 1400 Fuss hohe Krufter Ofen und der 670 Fuss hohe Nikenicher Weinberg, beide mit sehr deutlichen Krateren. Einer von diesen beiden Bergen ist wahrscheinlich der Bimssteinerzeuger gewesen. In ihrer Nähe liegen die grössten Stücke und je weiter man sich von ihnen entfernt, desto kleiner werden dieselben. Aber bestimmt ist der Krater, alles Suchens ungeachtet, nicht mehr aufzufinden; er hat sich vielleicht selbst zerstört. Auch wäre es nicht unmöglich, dass aus dem Laacher Becken ein solcher Ausbruch statt gefunden hätte. (S. Laach.)

Die Bildung des Bimssteins gehört in die letzten Zeiten der Thätigkeit unserer Vulkane, denn er überdeckt die Lava, den Tuff, der jedoch auch viel Bimsstein ent-

hält, die ältesten Niederschläge des Rheinbettes und ist an vielen Stellen nur sehr schwach von dem Ackerboden überdeckt. Dennoch aber gehört er einer Zeit an, die weit vor aller historischen Berechnung liegt. Wie das schon bei vielen vulkanischen Ausbrüchen der Jetztzeit beobachtet wurde, mag dieser Bimsstein sich aus dem Krater, vielleicht auch in Form einer Pinie, hoch in die Lüfte erhoben haben. Dann hat ihn ein Orkan aus Westen gefasst, abweichend auch nach Süden und Norden geführt. Westlich von dem See ist keiner zu finden. Nur nach Nordnordwesten, am Wege von Laach nach Wassenach, liegen viele bimssteinartige Massen, die aber mehr als verbrannter Trachyt erscheinen und wohl an Ort und Stelle entstanden sind. — Die grösseren Stücke sind zuerst niedergefallen und deuten so die Geburtsstätte an; die kleineren wurden weiter geführt und die kleinsten Stücke finden sich als Bimssteinsand noch in beträchtlicher Menge, östlich des Westerwaldes, bei Marburg und Giessen. Die Auswurfsäule muss also eine beträchtliche Höhe erreicht haben, um über den 1500 bis 2000 Fuss hohen Westerwald geführt werden zu können. An manchen Stellen des Mayfeldes macht er den Hauptbestandtheil der Ackerkrume aus und ist namentlich dem Ackerbau sehr günstig und in nassen Jahren auch dem Getreidebau, da er die Feuchtigkeit gut durchlässt. Häufig ist er durch Aufgrabungen offen gelegt und wir finden nicht selten Stellen, wo er auf dem flachen Felde bis 20 Fuss tief liegt. Nicht selten kann man 30 bis 40 verschiedenartige Schichten zählen. Meist sind es rundliche, unregelmässig eckige Stücke von der Grösse eines Hühnereies bis zu der einer Erbse und noch geringer, von graulich-weisser Farbe, sehr porös und daher sehr leicht. An vielen Orten findet er sich in mächtigen Lagen, durch ein Bindemittel zusammengehalten, in der Erde und wird dann gegraben und als Sandstein zur Aufführung leichter Fachwände gebraucht. Seit einiger Zeit wird aber auch der lose liegende Bimsstein durch ein künstliches Mittel verbunden in Formen gebracht und so zu baulichen Zwecken als künstlicher Sandstein dargestellt, eine Be-

schäftigung, die in der neuesten Zeit eine grosse Ausdehnung erhalten hat, namentlich da, wo sich leichte Abfuhrwege finden. Uebrigens hat fast jedes Dorf seine Sandsteinfabrikation. So ist der Bimsstein ein für die hiesige Gegend höchst wichtiges Produkt, wenn er auch wegen seiner vielen kieselartigen Einschlüsse, nicht, wie die ungarischen und anderen Bimssteine, zum Poliren der Möbel gebraucht werden kann.

Kaum zwanzig Minuten südlich von Pleidt liegt in einem lieblichen, warmen Kessel das wohlhabende und wohlgebaute Dorf S a f f i g (Saftig), einst freies Reichsdorf, dann seit 1481 Besitzthum der bereits ausgestorbenen Familie von der Leyen. Besitzer des hochgelegenen herrschaftlichen Hauses, in dessen Garten eine spiegelklare Quelle unter mächtigen Lavasäulen hervortritt, ist Herr Burret. In dem nahe dabei gelegenen Gute wohnt den Blumen und den Musen der Steuerrath Lenné, Bruder des um die Gartenkunst hochverdienten General-Gartendirektors Lenné. Die mehr erwähnten Wannenköpfe sind von hier aus sehr leicht zu erreichen. Sie gewähren eine höchst anmuthige Ansicht auf die umliegende Gegend, während die Steinbrüche in der Lava höchst groteske Formen gebildet haben. Eine Viertelstunde südlich der Wannen erhebt sich der 1218 Fuss hohe vulkanische Carmelenberg (Camillenberg nennt ihn das Volk), mit seinem weissglänzenden, 1692 von einer Gräfin von Bassenheim gegründeten Kirchlein. Geistliche des Carmeliter-Ordens erhielten daneben, zur Besorgung des Gottesdienstes, eine Klause. Der letzte, ein Laienbruder, Nicolaus, bewohnte dieselbe seit 1778. Der von der ganzen Umgegend werthgehaltene Greis fand am 1. Januar 1826 seinen Tod durch die Hand eines Raubmörders. Der Carmelenberg wird häufig besucht und verdient es vollkommen, auch seiner Aussicht wegen, die nicht allein das Rheinthal und das Maifeld beherrscht, sondern bis zum Siebengebirge und den duftigen Höhen des Taunus reicht.

Werfen wir noch einen Blick auf das Volk, das diese lieblichen Fluren wie überhaupt das ganze Maifeld bewohnt, so erkennen wir mit Vergnügen einen gesunden

kräftigen Menschenschlag, der, von der Natur reich gesegnet, sich seines Lebens freut. Die Männer sind meist in blaues Tuch gekleidet, das weibliche Geschlecht gewöhnlich in gedrucktes Zeug, seltener und dann wohl nur an Festtagen, in feinere Stoffe. Die Frauen haben dicht anliegende runde Mützen mit nach hinten lang herabwallenden bunten Bändern geschmückt. Die Mädchen tragen das Haar in Flechten gewunden, von einem gold- oder silbergestickten kleinen Mützchen umgeben, hinten von einem glänzenden Pfeil getragen. Manche anmuthige, reizende Gestalt lacht uns oft in dieser kleidsamen Tracht entgegen.

Etwa zehn Minuten unterhalb Pleidt entblöss't an der Rauschenmühle die Nette den von den Wannenköpfen herabgekommenen Lavastrom. Es geschieht dies auf eine solche Weise und ist bei dem flachen Felde, worin es geschieht, so überraschend, dass sich dadurch ein, wenn auch sehr kleines, doch höchst anmuthiges Landschaftsbild darstellt. Der Lavastrom ist hier auf eine Strecke von mehr als 300 Schritten mit allen seinen Blöcken blossgelegt, und der Besitzer der Rauschenmühle, Hr. Schneider aus Neuwied, hat damit so freundliche Gartenanlagen verwebt, dass man sich von dem lieblichen Bilde nicht loszureissen vermag. Selbst dem grossen Reisenden, L. von Buch, der einst mit mir diese Stelle besuchte, wurde es schwer, sich zu trennen. Das Flussbette ist mit zahllosen Lavablöcken von 3 bis zu 12 Fuss Höhe besäet und viele Blöcke treten auch noch auf dem Ufer, 10—12 Fuss hoch über den Bach hervor. Zwischen den unteren Blöcken strömt die Nette: bald drängt sie sich in dem engen Raume zwischen zwei Blöcken wie ein Strom von Milch hindurch; bald theilt sie sich in mehrere Arme, die rauschend dahin eilen; bald stürzt sie mit Gewalt über niedrige Blöcke; bald breitet sie sich wieder zu einem kleinen Bassin aus, einen freundlichen Wasserspiegel bildend. Die Lavablöcke sind mit den verschiedensten Arten lebhaft grüner Moose bedeckt und ebenso treten am Ufer mancherlei schöne Gewächse, wie die gelbe Wasserschwertlilie, die schirmartigen Blätter der Pestilenzwurz

u. s. w. hervor. Die Ufer sind ausserdem noch mit üppigen Erlen schön überschattet. Dazwischen drängt sich noch eine klare Wassermasse aus den Felsen hervor in die Nette, die hindernden Gewässer der Pleidter Trassgruben. Der Stollen ist erst seit wenigen Jahren durchgeführt. Bald führt eine kleine Treppe auf einen Lavablock, von welchem man den Wasserstrudel 10 — 15 Fuss tief unter sich sieht; ein anderer Pfad führt wieder hinab an den Bach, wo man unmittelbar in den rauschenden Wasserfall blickt. Hier endigt ein Pfad in einer engen Felsengrotte zwischen Lavablöcken, und dort führt ein anderer auf ein kleines Plateau, wo ein runder Tisch steht oder eine kleine stille Laube. Ueberall laden Sitze zur ruhigen Beschauung ein, während das Geklapper der Mühlräder und zur Frühlingszeit auch noch der Gesang der Nachtigallen das fröhliche Leben bedeutend erhöht. Besonders interessant aber erscheint das ganze Landschaftbild, wenn man gegen Abend am östlichen Ende der lieblichen Parthie steht, und die Strahlen der untergehenden Sonne in dem bewegten Laube und in den gekräuselten oder schäumenden Wellen zittern.

In einer Viertelstunde ist das Dorf Miesenheim erreicht und das Ende des so oft erwähnten Lavastroms. Die Nette tritt nun in das eigentliche Rheinthal und windet sich in vielfachen Krümmungen mit pflanzenreichen Rändern durch Feld und Wiesen, oder an hohen Ufern vorüber, wo der Bimsstein 10—15 Fuss hoch ansteht. Sie berührt noch den Netter Hammer und das grosse Gut zur Nette mit seinen vielen Oeconomiegebäuden. Endlich ist sie noch von den Brücken der Landstrasse und der Eisenbahn bedeckt und erreicht dann das geschiebereiche Ufer des Rheines, wo sie, zur Freude des Mineraliensammlers, eine Menge vulkanischer Gesteine absetzt.

II.

Laach.



1.

Wenn die Gegenden des Mittelrheins und besonders dessen prachtvolle Thalbildungen jährlich Hunderttausende von Reisenden herbei ziehen, so ahnt wohl ein sehr grosser Theil derselben nicht, welche landschaftlichen Reize, welche wunderbaren geologischen Bildungen, sich dem Auge darstellen, sobald man unterhalb Coblenz nach Westen hin zwei bis drei Stunden weit in das Land einbiegt. Wer aber von Andernach nach Neuwied und weiter hinauf auf dem Dampfboote fährt, den müssen freilich, nachdem er bisher nur ziemlich gleichmässige Berglinien gesehen, doch die kegelförmigen Bergkuppen gar eigenthümlich ansprechen, die sich auf der linken Rheinseite erheben. Dem, welcher einigermassen Aufmerksamkeit für die Formen in der Natur hat, dem muss der Pleidter Hummerich oder der Sattelberg, wie man ihn auch in Neuwied nennt, in seiner von allen anderen Bergen abweichenden Form in einem hohen Grade auffallen: es ist die des Vesuvs im Kleinen. Gleich dahinter tritt in fast gleicher Form der Krufter Hummerich auf und wer noch weiter um sich schaut, der wird eine ganze Anzahl mehr oder weniger ähnlicher Bergkuppen erkennen.

Wir sind hier in das rheinische Vulkangebiet gekommen, in die Nähe zahlreicher erloschener Vulkane, die zwar vor allen historischen Zeiten thätig gewesen sind, die aber die Spuren ihrer Thätigkeit noch mit der deutlichsten Schrift, in verschütteten Krateren, in mächtigen Lavaströmen, in stundenlangen Tuffsteinmassen, ehemaligen Schlammströmen, und in einer ausgedehnten Bimsstein-Ueberschüttung, zurückgelassen haben.

Es ist dem Reisenden, welcher von Bingen kommt und fast zwölf Stunden lang auf beiden Rheinseiten nur schroffe Grauwackenfelsen erblickte, eine wirkliche und eine sehr freundliche Ueberraschung, wenn er, Coblenz sich nähernd, das Gebirge von den Ufern allmählig zurückweichen sieht. Anfangs steht es links noch fest an, dann tritt der mächtige Ehrenbreitstein mit seinen kolossalen Festungswerken wieder rechts heran und wenn nun auch auf dieser Seite die Bergreihe noch eine Meile lang, dicht am Ufer hinzieht, so werden die Formen doch immer sanfter. Endlich entfernt sich das Gebirge ganz vom Strom und bleibt nun auf einer Länge von zwei Meilen in beträchtlicher Entfernung. Die Vorberge des Westerwaldes bilden hier einen Halbkreis, dessen entfernteste Einbiegung über eine Stunde vom Rheine liegt, und die erst Andernach gegenüber wieder mit schroffen Felsenmassen dicht an den Rhein tritt. Von dieser Seite strömen ober- und unterhalb Neuwied die beiden Bäche Sayn und Wied dem Hauptflusse zu.

Auf der linken Rheinseite hat das Gebirge bereits eine kleine Strecke oberhalb Coblenz den Fluss verlassen, der Mosel Raum gebend, sich in den Hauptstrom zu ergiessen. Die Berggehänge werden immer sanfter, allmählig steigen sie zu dem Maifelde auf und nur noch zwei kleine Bergrücken, der Bubenheimer und der Weissenthurmer Berg treten spitz, wie Vorgebirge, in die Ebene ein, die sich hier in ab- und zunehmender Breite bis Andernach hinzieht. Die Nette, ein wilder Eifelbach, mündet Neuwied gegenüber in den Rhein.

Es ist das Coblenz-Neuwieder Becken, das wir so eben skizzirt und das fast ganz in der Mitte des rheinischen Schiefergebirges liegt. Diese Erweiterung des Rheinthales hat in ihrer grössten Ausdehnung von Süd nach Nord eine Ausdehnung von fast drei Meilen; auf der Thalsohle selbst beträgt sie nur eine Meile. Der Rhein fliesst in einer grossen, nordwestlichen Biegung von der Lahnmündung bis Andernach mitten hindurch. Die angrenzenden Berge steigen rechts zu einer Höhe von 300 bis 1000 Fuss (Montrepos bei Neuwied 1011 Fuss a. H.)

auf und die Montabaurer Höhe, im Herzogthum Nassau, fast zwei Meilen vom Rheine entfernt, gegen 1600 Fuss hoch, schaut von Osten her, fast von allen Punkten ersichtlich, in das Thal herab. Auf der linken Seite sind die nächsten Höhengrenzen geringer und wenn auch südlich der Mosel der 1230 Fuss hohe Kühkopf bei Coblenz seinen Fuss bis fast in die Wellen des Rheines senkt, so reichen doch nördlich der Mosel, die angrenzenden Höhen nicht über 400 Fuss. Die Westseite des Beckens aber erhebt sich allmählich bis zum Plateau des Maifeldes und hier stehen nicht allein vulkanische Berge von 800 bis 1200 Fuss Höhe, sondern diejenigen, welche dasselbe im Norden und Nordwesten begrenzen, sind meist erloschene Vulkane von 1400 bis 1850 Fuss absoluter Höhe. Der Rheinspiegel bei Coblenz hat nur 183, der bei Andernach 160 Fuss über der Nordsee.

Das Maifeld aber können wir von dem Coblenz-Neuwieder Becken nicht trennen, da man eigentliche Grenzen nirgends ziehen kann; es ist geologisch und orographisch mit demselben ein Ganzes. Mit dieser Bestimmung erhält das erwähnte Becken in seiner grössten Ausdehnung von West nach Ost, von Mayen bis Sayn, auch in der Breite eine Ausdehnung von drei Meilen, welche so ziemlich in seine Mitte fällt.

Bei Andernach tritt nun von der linken Rheinseite das Gebirge der Eifel dem des rechten Ufers gegenüber mit steilen Gehängen so dicht an den Fluss heran, dass nur für ihn und die nöthigen Verbindungswege, Eisenbahn, Landstrasse, Leinpfad, die dicht neben einander hin laufen, Raum bleibt. Ueberall liegen die deutlichsten Beweise vor, dass dieses Becken in einer Zeit, wo die Pflanzen- und Thierwelt bereits die grösste Aehnlichkeit mit der jetzigen Erdperiode besass, von einem See bedeckt war, dessen Niveau sich zu einer Höhe von mehr als 700 Fuss über den gegenwärtigen Rheinspiegel erhob. Dieser See brach bei Andernach sich eine Bahn; seine Gewässer durchsägten das Gebirge und hinterliessen einen Niederschlag, den Löss, ein Gemisch von Thonerde, Kalk und Sand, der alle Thäler, alle Bergabhänge, alle Höhen bis

fast zu 900 Fuss absoluter Höhe bedeckte. Dieser Löss liegt auf allen Lavaströmen unserer Vulkane, oft bis zu einer Mächtigkeit von 50 bis 60 Fuss; die Schlammströme liegen in wechselnden Verhältnissen mit ihm, der Bimsstein überdeckt ihn.

An dieses grosse Becken schliesst sich in dem nordwestlichen Winkel, eine Meile westlich von Andernach, ein kleineres sehr merkwürdiges Becken, das Kesselthal von Laach, an. Das Grauwackengebirge zieht sich hier auf eine Strecke von einer halben Meile nach Norden zurück und tritt dann in einem grossen Bogen wieder nach Südwesten vor. Hierdurch wird eine grosse Bucht gebildet, deren Niveau an 600 Fuss über dem Rheine liegt, die auf ihrer Südgrenze von dem Coblenz-Neuwieder Becken nur durch Tuffsteinhügel, die sich kaum 100 Fuss über das Plateau erheben, umgeben ist und um welche sich auf den übrigen Seiten Berge von 1000 bis 1400 Fuss Höhe erheben. In dieser Bucht liegt der See von Laach.

2.

Zu einer Zeit, in welcher noch kein menschlicher Fuss die Fluren des Maifeldes betrat, kein menschliches Auge die freundlichen Thäler mit Bewunderung anschaute; zu einer Zeit, in welcher die Thalbildung noch lange nicht vollendet war und bedeutende Wassermassen unsere niedrigeren Gebirge noch gänzlich überströmten; aber doch auch schon in einer Zeit, in welcher die ganze Gestaltung der Erdoberfläche und ihr Clima den gegenwärtigen Verhältnissen sich fast gleichförmig zeigten: da war die Erde in heftiger Bewegung die Gestalt der hiesigen Gegend um- und auszubilden. Vulkane flammten, mächtige Bergkegel erhoben sich über das Plateau; Lavaströme ergossen sich über die Oberfläche und vulkanische Schlammmassen gruben sich später in die Thäler ein, Material für die Thätigkeit des späteren Menschengeschlechtes liefernd, das dereinst diese Gefilde bewohnen sollte. Keine menschliche Erinnerung, kein historisches Werk, kann uns eine Jahreszahl für jene Zeiten geben. Die Zeiten sind vor-

über, aber die Berge stehen als redende Zeugen vor unseren Augen. Auf dem Maifelde allein können wir noch über zwanzig erloschene Vulkane zählen, während auf seiner nördlichen Seite sich fast noch eben so viele erheben und eine grosse Anzahl anderer Kegel, deren Ursprung man auch den Kräften des Feuers zuschreibt, mit ihnen wechseln. Das ganze kleine Gebiet zwischen der Mosel- und der Ahrmündung, kaum vier Meilen lang und nicht drei Meilen vom Rheine landeinwärts, enthält über fünfzig solcher Erhebungen, deren niedrigste, der Beulskopf bei Winningen, an 500 Fuss hoch ist, während die bedeutendsten, der Sulzbusch, der Forstberg, der Perler Kopf, der Hochsimmer u. A. sich bis zu 1800 Fuss und darüber erheben.

Diese sämmtlichen Berge bilden das rheinische Vulkansystem, das durch vermittelnde vulkanische Parthieen mit dem tiefer nach Westen liegenden Eifeler Vulkansystem in der genauesten Verbindung steht.

Drei Thäler, das Nette-, Brohl- und Pfingst- (Vinxt-)thal, durchziehen dieses Gebiet, die mannichfaltigsten Scenerien und Landschaften darstellend. Keine Parthie desselben aber ist interessanter, als die von Laach, dessen See sich so recht mitten in diese vulkanische Welt gebettet hat.

Wer hat nicht schon von diesem stillen See gehört, der wie ein Geheimniss hier in diesem Bergkessel ruht? Wer hat nicht schon Eins von den zahlreichen Mährchen und Wundern vernommen, die über seine Natur und seine Geschichte in der Nähe und Ferne verbreitet sind? Welche Naturforscher, von Collini, de Luc, Hamilton, A. von Humboldt, L. von Buch an bis auf die wissenschaftlichen Männer der neuesten Zeit, haben hier nicht schon Studien gemacht? Wie viele Rheinreisende verlassen den herrlichen Strom, um sich an den Ufern des tiefblauen See's zu ergehen! Und Alle haben ihn verlassen reich belohnt durch liebliche Naturansichten und wissenschaftliche Belehrung, mit seltenen Naturprodukten und mit geschichtlichen Erinnerungen!

Wie schön ist die Sage, die der Dichter (Fr. v.

Schlegel) von unserm See erzählt, und die mit dem Verse beginnt:

„Bei Andernach am Rheine liegt eine tiefe See,
Stiller wie die ist keine unter des Himmels Höh.
Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloss,
Bis krachend mit Gewinsel es tief hinunter schoss."

Die Fläche des See's nimmt einen Raum von ungefähr $^1/_{14}$ bis $^1/_{15}$ Quadratmeile ein, nach Morgen gemessen jetzt etwa noch 1400. Vor dem Jahre 1845 betrug die Länge 8890, die Breite 7694 Fuss und die grösste Tiefe 173,3 par. F. Der Spiegel lag damals 864 F. über dem Nullpunkt des Amsterdamer, 681 über dem des Coblenzer, 705 F. über dem des Andernacher Pegels.

Ausser den atmosphärischen Niederschlägen hat der See auch einen bedeutenden Zufluss durch Quellen. Die Volkssage und viele geographische Lehrbücher geben die Zahl derselben zu 3000 an: wer mag sie gezählt haben,?

Unter den Quellen sind auch viele mineralische, wovon mehrere am Ufer zu Tage treten; manche sind in neuerer Zeit durch die vorgenommenen Abzugsarbeiten gänzlich versiecht. Zwischen den Jahren 1152 und 1177, während welcher Zeit der Abt Fulbert dem Kloster vorstand, erhielt der See durch einen Stollen, welcher die südlichen Randhügel durchschnitt, einen Abfluss, da das Wasser gefahrdrohend anwuchs. Jahrhunderte lang blieb nun das Niveau unverändert. Erst 1844 wurde durch die Herren Delius, die Besitzer der Abtei und der dazu gehörigen Güter, in derselben Richtung ein neuer Stollen 23 Fuss tiefer durchgeschlagen, wodurch mehrere Hundert Morgen Ackerland gewonnen und die sauern Sumpfwiesen auf der Westseite in brauchbaren Boden umgewandelt wurden. Leider verliert der See, dessen Spiegel früher an den Fuss der Berge und an die dunkelgrünen Laubwälder reichte, von seiner Schönheit, da er nun flache Ufer erhält und mehr und mehr einem Teiche ähnlich wird.

Der Name des See's hat augenscheinlich seinen Ursprung aus dem lateinischen Worte lacus und ist gleich-

bedeutend und fast gleichlautend mit dem altdeutschen Worte lōch, was um so deutlicher hervortritt, als in früherer Zeit die allgemeine landesübliche Bezeichnung des See's und der daran liegenden Abtei durch „zum Lōch" statt fand. In diesem Worte muss aber das o lang und mit einem Anklange von a ausgesprochen werden, wie z. B. im Schwedischen das å in dem Namen der Stadt Åbo.

Der See friert sehr selten zu und zwar ist dies für frühere Zeiten chronikalisch nachgewiesen und auch in diesem Jahrhunderte noch vorgekommen. Dass diese Erscheinung aber nur im März statt finden könne und sich dabei ein schreckliches Brausen und Krachen vernehmen lasse, gehört zu den vielen Fabeln und Sagen, die über den See verbreitet sind, und auf die wir später zurückkommen werden.

Das Wasser des See's ist klar und durchsichtig und spiegelt stets die Farben des Himmels zurück. Ein lieblicher Anblick ist es, wenn man, seine Westseite befahrend, in die Tiefe schaut, und auf dem Grunde zahlreiche Wasserpflanzen, Sparganien, Ceratophylleen u. A. wie kleine Waldbäume, in die Höhe gerichtet stehen. Der See nährt zahlreiche Fische, namentlich Hechte, Barben und Schleyen von vorzüglichem Geschmack; Karpfen gedeihen nicht. Auch Conchylien beleben den See, zwar nur in geringer Artenzahl, — man kennt deren zehn, Limnäus- und Planorbis-Arten, und einen Zweischaler, Cyclas, — dafür aber in ungeheurer Menge der Individuen. Ihre Gehäuse bilden mächtige Bänke und selbst am Ufer in einer Tiefe von 12 bis 15 Fuss unter dem Wasserspiegel, mit Torfschichten abwechselnd, die den Beweis liefern, dass das Alter des See's sehr bedeutend und seine Höhe dem Wechsel unterworfen gewesen sein müsse. Auch Lager von Infusorien wurden in neuerer Zeit aufgefunden. Für den aufgetrockneten, torfig-sumpfigen Boden der Ufer gibt der aufgelöste kohlensaure Kalk der Conchylien ein treffliches Düngungsmittel.

An den Ufern findet der Entomologe reiche Ausbeute: ausser sehr schönen Schmetterlingen und mehreren Li-

bellenarten, ist die Ordnung der Käfer, sowohl in dem Reichthum der Arten, als in der Seltenheit und Schönheit vieler derselben, reich vertreten.

3.

Das Becken, in welchem der See sich befindet, wird im Norden und Osten von hohen und steilen Bergabhängen umgeben; im Westen sind sie zum Theil zwar nicht minder hoch, dachen sich aber sanfter bis zum Ufer ab. Selbst ein kleines Bächlein fliesst ihm von dieser Seite zu. Südwärts lagern, wie schon erwähnt, nur niedrige, sanfte Hügel. Der schöne Gebirgskranz, zum grössten Theil dunkel bewaldet, welcher die Umgebung bildet, wird sich aus folgenden Höhenbestimmungen erkennen lassen.

Am südöstlichsten Randpunkte anfangend, finden wir zunächst den Krufter Ofen, einen mächtigen erloschenen Vulkan,' 1402′ a. H., 538′ über dem Niveau des See's, der höchste Punkt des Randgebirges; sein Vorberg aber, unmittelbar zum Rande gehörig, erhebt sich nur 1331=466′. In dieser letzteren Höhe bleibt ziemlich gleichmässig der östliche Rand. Im Norden sinkt er an der Stelle, wo der Weg von dem nahen Dorfe Wassenach nach Laach über ihn hin führt, bis zu 1053′=189′, erhebt sich dann aber wieder zu dem vulkanischen Veitskopf 1288′=424′. In der Thalschlucht, durch welche der Weg westlich nach Glees führt, sinkt der Rand zu einer Höhe von 998=134′; dann erhebt er sich wieder am Wege nach Wehr zu 1225=361′ und steigt mit dem Laacher Kopfe zu 1414=550′. Am Wege nach Bell, im Südwesten, beträgt die Höhe 1071=207′, am Wege nach Ober- und Niedermendig 1000=136′. Der höchste Punkt auf der südlichen Randseite ist der Tellberg 1247=383′; indessen finden sich aber auch hier die geringsten Erhebungen, zwischen den Korbüschen und den Dellen 929=65′, wo der Abzugsstollen den Rand durchschneidet 936=72′ und der höchste Punkt der Dellen, einer Reihe Tuffsteinhügel, erreicht nur 1063=199′. Es

liegen diese niedrigsten Punkte an der Verbindungsstelle des Laacher mit dem Coblenz-Neuwieder Becken. Bei diesen Angaben ist der alte Wasserspiegel zu 864′ a. H. angenommen.

An den anderen Seiten des Randgebirges treten ebenfalls vulkanische Bildungen hervor. Wände von basaltischer Lava, Lavaströme und Tuffstein, zeigen sich allenthalben und auf der Ostseite kommen die ungeheuern Bimssteinablagerungen noch hinzu. An vielen Stellen, sowohl auf der Ost- als der Westseite des Randes, erscheint jedoch vorherrschend die gewöhnliche Grauwacke dieser Gegend. Die Ränder, überdeckt von Lava oder Tuffstein, entsprechen auf gleichen oder verschiedenen Höhen deren Auftreten auf den dem See abgewendeten Seiten der Randberge.

Auf der nordnordöstlichen Seite des Abhanges findet sich ein bedeutendes Lager von plastischem Thon, der als Material zur Krugbäckerei dient. Dieses Lager erregte um 1840 in der Umgegend die Befürchtung, dass sich die alten vulkanischen Kräfte wieder regten. Die nähere Untersuchung zeigte aber bald den wahren Bestand der Sache. Der Thon war am Fusse des Lagers etwas unvorsichtig abgegraben und durch die Gewässer des Winters erweicht worden; dadurch war ein Bergschlipf entstanden, mit welchem eine bewaldete Bergmasse von 90 bis 100 Fuss Länge und etwas grösserer Breite auf einer Seite 6, auf der anderen 20 Fuss weit herabgerutscht war.

An dem Fusse jenes Thonlagers befindet sich denn auch die berühmte Mofette, den Reisebeschreibern nach, die sie nie gesehen, ein Seitenstück zu der Hundsgrotte von Puzzuoli bei Neapel. Sie hat die Sage veranlasst, es könne kein Vogel über den See fliegen, ohne dass er herabstürze. Es ist eine kleine Vertiefung, wie eine Grube, wahrscheinlich durch Ausgraben von Thon entstanden, 3 Fuss breit, 4 Fuss lang, 2 Fuss tief, auf dem Boden mit Laub bedeckt. Hier entströmt der Erde kohlensaures Gas; aber diese Ausströmung ist meist so schwach, dass man sie nur dann wahrnehmen kann, wenn man das

Laub entfernt und den Kopf auf den Boden beugt. Man will immer zahlreiche todte Thiere, Mäuse, Vögel und dergleichen hier gefunden haben; bei meinen sehr häufigen Besuchen habe ich nur einmal einen todten Sperling in der Grube gesehen, den sicher das Gas nicht getödtet hatte. Wahrscheinlich ist aber doch diese Gasentwickelung in früheren Zeiten weit stärker gewesen, sonst hätte sie kaum bemerkt und am wenigsten Grund zu solchen Sagen werden können. Ein Novellist erzählt in einer, vor mehr als 25 Jahren in Hannover erschienenen belletristischen Zeitschrift, dass man über dem Laacher See eine Pistole abgeschossen, wodurch die gange Atmosphäre des See's krachend und funkensprühend explodirt habe. Der sel. Herr von Münchhausen hat in seinen schönsten Jagdgeschichten nie schöner gelogen. Uebrigens ist die ganze Umgegend, sowie auch das nahe Brohlthal reich an Ausströmungspunkten von kohlensaurem Gase; bei Burgbrohl konnte darauf eine Bleiweissfabrik begründet werden.

Auf der Sohle des Beckens, rings um den See, liegen zahlreiche vulkanische Bomben von den verschiedensten Dimensionen, meist aus glasigem Feldspath, Sanidingestein, bestehend. Die nahen Vulkane, wahrscheinlich auch der Ausbruch des Laacher Kraters selbst, haben diese Gesteinmassen glühend in die Höhe geworfen, die während ihres Niederfallens eine mehr oder minder regelmässige, sphäroidische Form annahmen. Diese Bomben sind für den Mineralogen reiche Fundgruben der verschiedensten seltenen Mineralien. Glasiger Feldspath, Hornblende, Titanit und Hauyn sind die am häufigsten vorkommenden Steinarten; die selteneren sind Magneteisen, Augit, Staurolith, Bucklandit, Granat, hyacinthrother und schwarzer, Melanit, Chrysolith, Halosiderit, Saphir, Spinell, Zirkon, Hyacinth, Dichroit, Opal, Mejonit, Sphen, Nephelin, Stilbit, Sodalith, Leuzit, einaxiger Glimmer, Arragon, Apatit, Gyps. Viele dieser Gesteine kommen auch noch an anderen vulkanischen Punkten der Umgegend vor. Ausserdem aber hat man in den Auswürflingen auch Gneiss, Granulit, Syenit, Hornblendeschiefer und Glim-

merschiefer gefunden, die aus sehr bedeutenden Tiefen heraufgeschleudert sein müssen.

4.

Das Becken von Laach ist mit seinen Gehängen überaus pflanzenreich. Herrliche Laubwälder schmücken die Berge, üppiges Wiesengrün überzieht einen grossen Theil der Sohle und in der schönsten Fülle stehen im Sommer die Früchte des Feldes. Die hiesigen Erbsen z. B. werden weithin gesucht und ihr Gedeihen wird, wahrscheinlich durch die Mischung des Kalkes der Conchylienreste mit dem Torfboden, gefördert. Es gedeihen in dem beschränkten Raume innerhalb des Bergkranzes 750 Arten von Gefässpflanzen, ausser den zahlreichen Zellenpflanzen, besonders Flechten und Pilzen. Die Waldvegetation spielt natürlich die Hauptrolle. Eine reichere Sumpfvegetation war früher in dem ganzen Gebiete des Mittelrheins nicht zu finden; durch das theilweise Ablassen des See's ist jedoch ein grosser Theil derselben entschwunden. Prächtig ist die weisse Seerose, Nymphaea alba L., die mit ihren grossen, lederartigen und fast kreisrunden Blättern ehemals ganze Flächen des Wasserspiegels in der Nähe des westlichen Ufers bedeckte, auf den Wellen sich wiegte und ihre volle schneeweisse Blumenkrone den Strahlen der Sonne öffnete. Sie ist jetzt weit seltener geworden und ihre starken, schwarzen Wurzelstöcke finden sich nun im Torfe oder Schlamme vergraben. Mit der Zeit wird aber auch dieser Verlust sich wieder ausgleichen. Der Wald ist bereits wieder stark am Vorrücken und Dickichte von Schilf, behaarten Birken und Erlen, erheben sich auf der Westseite des See's.

Höchst interessant war es zu sehen, wie das nördliche flache Ufer, nach dem Freiwerden von dem bedeckenden Wasser, eine ganz neue Vegetation entwickelte; wie aber allmählig erst die Kräuter des Waldes, namentlich die langrankige Erdbeere, sich einfanden, andere Waldgewächse nachrückten, die eben entstandene Sand- und Schuttvegetation zerstörten und dann allmählig die Sträucher und Bäume des Waldes von dem Boden wieder Besitz nahmen.

5.

Der Name von Laach und die Erinnerung an eine gewaltige vulkanische Thätigkeit früherer Zeiten ist unzertrennlich. Als J. G. Werner in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine der grossartigsten Wissenschaften, die Geologie, geschaffen, da dauerte es nicht lange, dass Naturforscher auch unsere Gegenden mit wissenschaftlichen Augen betrachteten. Im Jahr 1779 kam Collini, später de Luc, Hamilton, A. von Humboldt, L. von Buch und erkannten mehr oder weniger die vulkanische Natur unserer Gegend. Fast allgemein wurde angenommen, dass das Becken des Laacher See's ein erloschener Krater sei. So finden wir es noch jetzt in den Handbüchern für Rheinreisende und in den geographischen Lehrbüchern. 1793 besuchte der berühmte Weltumsegler G. Forster unsere Gegend; er nahm aber nur die nächsten Umgebungen von Andernach in genauere Ansicht und kam zu der Ueberzeugung, dass Alle, welche hier Vulkane nachweisen wollten, nur geträumt haben könnten. Wäre er eine Stunde landeinwärts gegangen, so würde er sich eines Besseren überzeugt haben. Die französischen Gelehrten, welche wärend der traurigen Fremdherrschaft unser Land besuchten, erklärten Alle das Laacher Becken für einen erloschenen Krater. Steininger, der gründliche Forscher der Eifeler und rheinischen Vulkansysteme, beginnt zuerst in dieser Ansicht etwas wankend zu werden; er glaubte, die vielen vulkanischen Auswürflinge um den See könnten auch wohl von den umliegenden wirklichen Vulkanen herrühren. Ganz entschieden tritt aber der holländische General, Freiherr van der Wyck, ein sehr genauer Kenner der dortigen Verhältnisse, der Ansicht von der vulkanischen Entstehung des Laacher See's entgegen. Er spricht es deutlich aus, dass er das Becken für eine ursprüngliche Thalbildung in der Grauwacke halte, die vor aller Vulkanität entstanden sei. Sein Werk „Uebersicht der rheinischen und Eifeler erloschenen Vulkane von Freiherrn van der Wyck“, erschien zu Bonn 1826 und in zweiter Auflage zu Mannheim 1836. H. v. d. Wyck lebte mehrere Jahre in der Nähe dieses Schauplatzes, zu Neuwied.

Der englische Geologe Hibbert, in seiner „History of the Extinct Volcanoes of the Bassin of Neuwied 1832", nimmt an, dass das Laacher Becken zuerst durch einen Riss bei Abkühlung der Erde entstanden, und später durch die ausdehnende Kraft elastischer Dämpfe in diese runde Höhlung verwandelt worden sei. Ferner nimmt derselbe Geologe an, dass durch dieselben Kräfte nach allen Richtungen seitliche Spalten um die Hauptvertiefung gebildet wurden und dass auf diese Weise das Thal von Brohl und andere Thäler in der Nähe des See's entstanden, die wegen der Steilheit ihrer Gehänge durch Zerreissungen der Oberfläche des Bodens gebildet zu sein scheinen.

Ganz anders gestalteten sich die Ansichten über den Ursprung des See's, als L. von Buch seine Theorie über die Erhebungskrater aufstellte, die besonders von Nöggerath und andern bedeutenden Geologen auf den Laacher See und die meisten Maare der Eifel angewendet wurde. Nöggerath sagt in seinem Werke: „Die Entstehung und Ausbildung der Erde, Stuttgart 1847": „Das imposante Kesselthal des Laacher See's fällt besonders wegen seiner Grösse und durch den Umstand auf, dass es mit Wasser erfüllt ist. In der preussischen Rheinprovinz sind diese allerdings sehr merkwürdigen Gebirgsformen indess gerade keine Seltenheiten: die grössere vulkanische Gebirgsgruppe, welche man gern nach ihrem Centralpunkte die des Laacher See's nennt, und die sich einigermassen davon absondernde höhere vulkanische Eifel, bieten viele Wiederholungen dieser Gebirgskränze dar, freilich keinen von dem Umfange des Laacher See's, manche aber noch regelmässiger kreisförmig, viele ebenfalls Seen (Maare) beherbergend, andere aber auch, welche zufällig einen tiefen Einschnitt im Randgebirge besitzen, durch den die Quell- und atmosphärischen Wasser ablaufen können, mit trockenem Boden. Der letzteren Art ist z. B. der grosse Kessel von Wehr, welcher nur eine Stunde vom Laacher See entfernt liegt." (S. Brohlthal.)

„Diese Erscheinungen sind nicht eigentlich Vulkane nach dem gewöhnlichen beschränkten Begriffe, feuerspeiende Berge oder Eruptionskrater, welche Lavaströme er-

gossen und auf längere oder kürzere Perioden eine Verbindung des Erdinnern mit der Atmosphäre unterhalten haben; sie sind meist zu gross dazu und insbesondere ist ihr zu erkennender Bau ein andener. Es sind Erhebungskrater, wie L. von Buch sie zuerst in ihrer Natur erkannt und benannt hat. Ueber die Entstehung der Erhebungskrater sagt A. von Humboldt (im Cosmos): „„Als Folge einer grossen aber localen Kraftäusserung im Innern unseres Planeten hoben elastische Dämpfe entweder einzelne Theile der Erdrinde zu domförmigen, ungeöffneten Massen feldspathreichen Trachyt's und Dolerit's (Puy de Dom, Chimborazo) empor, oder es wurden die gehobenen Schichten durchbrochen und dergestalt nach aussen geneigt, dass auf der entgegengesetzten inneren Seite ein steiler Felsrand entstand.““

„Die Entstehung der Erhebungskrater ist an keine bestimmte Gebirgsart gebunden, sie brechen auch in neptunisch gebildeten oder auch in älteren vulkanischen Massen hervor. Mit der Bildung des Erhebungskraters am Laacher See sind Auswürfe von vulkanischen Massen, aber keine Lavaströme verbunden gewesen. Sein Wall ist grösstentheils, vorzüglich nach seiner nördlichen und westlichen Seite mit Asche, lockern tuffartigen Gebilden und darin liegenden vulkanischen Bomben überdeckt. Aber auch das neptunisch gebildete Gestein, das Grauwackengebirge, in welchem der Erhebungskrater sich Luft machte, ist noch an dem inneren Rande entblösst zu schauen, und an einer Stelle auch sogar eine relativ jüngere Gebirgsbildung, welche ebenfalls durchbrochen werden musste, nämlich eine Ablagerung von plastischem bunten Thon, wie sie der tertiären Formation angehören dürfte. Wahre Vulkane mit eigentlichen Eruptionskrateren, aus denen Lavaergüsse hervorbrachen, haben sich auf dem Walle des Erhebungskraters gebildet.“

Der sehr gründliche Kenner des Laacher See's und seiner Umgebungen, Herr von Oeynhausen, welcher eine treffliche geognostisch-geographische Karte des Laacher See's veröffentlichte, kommt durch seine sehr allseitigen Untersuchungen wieder zu einem ganz anderen Resultate,

das er in seinen „Erläuterungen“ zu jener ausgezeichneten Karte, S. 40 u. ff., ausspricht.

Er behauptet, dass 1) das Laacher Becken vor aller vulkanischen Thätigkeit dieser Gegend gebildet war; 2) dass es mit dem Coblenz-Neuwieder Becken in Verbindung gestanden, mit welchem es gleichen Ursprung habe; 3) dass durch das Emporquellen des Tuffsteins auf der Südseite der vorhandenen Bucht (der Dellen) die Verbindung mit dem grösseren Becken aufgehoben und so der See für sich gebildet wurde. Die dafür aufgestellten Gründe sind folgende: 1) das Laacher Becken war bereits vorhanden und ausgebildet, als die Vulkane auf seinem Rande ihre Lava- und Schlammströme ergossen und ihre Bimssteine auswarfen; 2) auf der Südseite des Bekkens, da wo seine Verbindung mit dem grossen Coblenz-Neuwieder Becken stattfand, erreicht die Grauwacke nicht die Höhe des grössten Tiefpunktes des See's; 3) das Becken ist auf mehr als drei Viertheilen seines Umfanges von Grauwacke umgeben, die meist zu Tage tritt, theilweise, vielleicht nur schwach von vulkanischen Gebilden oder plastischem Thone bedeckt ist; 4) eine Stunde westlich von Laach liegt ein ganz ähnliches Becken von etwas geringerem Umfange (das schon erwähnte von Wehr), welches nur sehr geringe vulkanische Erscheinungen zeigt und dessen Wasser durch eine nach Norden gerichtete Thalschlucht in das Brohlthal abgeflossen ist. Alle diese Gründe haben den Verf. dieser Darstellung gleich zu Anfang ihrer Bekanntwerdung veranlasst, sich entschieden zu dieser Ansicht zu bekennen, und dieses in einer grösseren Abhandlung „Laach, eine naturhistorische Skizze“, (im „Weltall“ von C. Giebel, 1854 abgedruckt) sich dafür auszusprechen und sein Bekenntniss weiter darzulegen.

Die Untersuchungen der Gegend von Laach, so wie anderer ähnlicher Gegenden sind indess weiter vorgeschritten; der genaueste und gründlichste aller unserer rheinischen Geologen, Herr Oberberghauptmann von Dechen, hat sich zu dieser Ansicht nicht bekennen können. Auch G. Hartung, dieser ausgezeichnete Kenner der Vulkane der Azoren und der benachbarten Inseln,

welcher mit dem Verf. dieses den Laacher See und die Eifeler Maare besuchte, hat auf jenen Inseln und in ihren neuesten vulkanischen Bildungen die deutlichsten Anknüpfungspunkte an unsere Gegenden gefunden. In seinem trefflichen Werke „Die Azoren in ihrer äusseren Erscheinung und nach ihrer geognostischen Natur, Leipzig 1860“ sagt er S. 312:

„Im Allgemeinen machen die Caldeira's der Azoren denselben Eindruck, wie die Maare der Eifel, welche Höhlungen darstellen, die aus dem älteren Gebirge aufgeblasen wurden, während sich um dieselben ein Wall anhäufte, in welchem die Bruchstücke der durchbrochenen und fortgesprengten Felsarten mit vulkanischen Massen untermischt wurden. Aber auch der Laacher See erinnerte mich lebhaft an die Kraterthäler der Azoren. Und doch sind bekanntlich die Geologen darüber noch nicht einig, ob der See einen Krater, oder nur eine in Folge anderer Vorgänge entstandene Vertiefung erfülle. Die letztere Annahme hat Manches für sich. Wenigstens steht fest, dass die Oberflächengestaltung keineswegs unbedingt einen Krater andeutet, da eine solche länglich runde Vertiefung einfach dadurch entstehen konnte, dass eine natürliche Einsenkung des älteren Gebirges von Feuerbergen, wie der Veitskopf, der Krufter Ofen, und von vulkanischen Erzeugnissen eingefasst und abgeschlossen ward. Allein wenn eine solche Annahme statthaft ist, so schliesst sie darum noch keineswegs die Möglichkeit aus, dass gleichzeitig explodirende Ausbrüche stattfinden konnten, welche dann natürlich ebenfalls bei der Entstehung der gegenwärtigen Oberflächengestaltung mitgewirkt haben müssten. Dass der Laacher See der Schauplatz solcher Katastrophen war, das deuten unter anderem die steilen Abstürze auf der nördlichen und nordöstlichen Seite an, die dort im Thonschiefer u. s. w. fortgesprengt sind, und die ungeachtet ihrer geringeren Höhe an die majestätischen aus trachydoleritischen und trachytischen Laven gebildeten Wände erinnern, welche auf San Miguel sowohl an dem See in Furnas als auch an dem Krater der Lagoa do Fogo nur an zwei Seiten hervorragen. Dann hat auch der

Laacher See die sogenannten Lesesteine oder Sanidingesteinbomben eben so wie der Krater der Lagoa do Fogo aufzuweisen, wo sie, wie wir nicht zweifeln können, während des Ausbruchs von 1563 ausgeschleudert wurden. Wenn wir dann schliesslich noch erwägen, welche ungeheure Massen von Bimsstein und Asche während jenes Ausbruchs auf S. Miguel ausgestossen, über die Insel ausgebreitet und vom Winde weit ins Meer (200 Minuten = $3\frac{1}{3}$ Grade) fortgeführt wurden, so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, dass dieselben Ausbrüche, welche die Lesesteine des Laacher See's ausschleuderten, auch die Bimsstein- und Aschenmassen erzeugten, die namentlich über die sanften Gehänge nach Andernach ausgebreitet sind."

Was bei der Annahme, der Laacher See könne vulkanischer Entstehung sein, hindernd in den Weg trat, das war die grosse Ausdehnung des Kessels und die geringe Masse des vorhandenen Materials. Wenn wir aber die Verhältnisse auf den Azoren vergleichen, so finden wir hier den erwähnten Lagoa do Fogo freilich nur in der Längen-Ausdehnung von einer Minute und einer halben in der Breite; dagegen sind ganz ähnliche Seen oder Caldeira's, wie sie dort heissen, von weit bedeutenderer Grösse vorhanden. Die Caldeira das Sete Cidades ist kreisrund und hat $2\frac{3}{4}$ Minuten, also fast eine Legoa, deren 20 auf einen Grad gehen, im Durchmesser; der Umfang ist also über $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen, während der Laacher See einen Umfang von nur einer deutschen Meile besitzt. Wenn wir ferner die ungeheuren Bimssteinmassen, die an vielen Stellen in einer Mächtigkeit von 12 bis 15 Fuss und darüber liegen und über den Westerwald bis zu dem jetzigen Marburg geschleudert wurden, vielleicht von einem solchen Ausbruch herleiten können*), so haben wir auch

*) Für unsere Leser ist es gewiss nicht uninteressant, aus jenem schönen Werke die Beschreibung einer Eruption kennen zu lernen, die in historischen Zeiten statt fand und die so viele Aehnlichkeit mit dem grossen Ausbruch unseres Laacher See's oder benachbarter Vulkane zeigt. Wir lesen auf S. 101 nach dem Berichte eines Augenzeugen Fructuoso:

das Material, welches bei diesem Ausbruche erzeugt wurde, wobei wir aber auch annehmen müssen, dass ein grosser

„Im Jahre 1563 fand der Ausbruch auf der Serra da Agoa de Pao statt, der den Gipfel des alten Monte Volcaõ zertrümmerte und den Krater der Lagoa do fogo erzeugte.

Das dem Ausbruche nicht lange vorhergehende Erdbeben (vom 24. Juni an), war am stärksten in dem am nördlichen Fuss des Berges gelegenen Orte Ribeira grande fühlbar. Die Erschütterungen waren dort so häufig und so heftig, dass die meisten Häuser zusammenbrachen, während in solchen, die stehen blieben, Spalten entstanden. In Villa franca, das am Südabhang des Berges am Meer wieder erbaut war, verspürte man in der Nacht des 25. Juni von 1 Uhr bis gegen 4 Uhr mehr denn 40 Erdstösse und auch in den folgenden Tagen dauerten die Erschütterungen fort, jedoch ohne Schaden zu verursachen. In Ponta delgade, in geringer Entfernung von der westlichen Abdachung des Bergdomes, erfolgten vom 24. bis 28. Juni leichtere Erdstösse, die sich von da an bis zum 1. Juli in erschrekkender Weise steigerten. An diesem Tage aber nahm man zuerst wahr, dass der Gipfel des ehemaligen Monte Volcaõ gewichen und dass an seiner Stelle ein schauerlicher Krater im Ausbruche begriffen war, während schon vorher Asche die Spitze des Berges in düstre Wolken gehüllt hatte. Am 2. Juli brach in der Nähe der Ribeira do Salto Feuer hervor aus dem Pico do Sapateiro, auf einem unbekannten Aschenkegel, und ergoss sich als Lavastrom während drei Tagen und drei Nächten nach dem Meere. Ausserdem ist keine Lava erwähnt, deren Volumen überhaupt neben den furchtbaren Explosionen und ungeheuern Aschen- und Bimssteinmassen nur unbedeutend gewesen zu sein scheint. Hausgrosse Felsblöcke, heisst es in dem Berichte weiter, wurden 2 Legoa's (?Hartung!) weit fortgeschleudert und selbst in der 90 Minuten von dem thätigen Vulkane entfernten Insel Terceira nahm man Erschütterungen wahr. Die Explosionen, welche einen beträchtlichen Theil des aus steinigen Trachytlaven bestehenden Gipfels fortsprengten, müssen in der That ausserordentliche Kraftäusserungen entwickelt haben. Eben so bedeutend waren die Aschen- und Bimssteinmassen, die ausgestossen wurden und zum Theil in sehr beträchtlichen Entfernungen niederfielen. In einer Entfernung von 80 Legoas regnete es Asche auf ein paar Caravellen, die Mühe hatten, durch die auf dem Meere schwimmenden Bimssteinmassen hindurch zu kommen. Selbst in Portugal, namentlich in Braya, soll Asche niedergefallen sein. Ein kleiner Kratersee wurde ganz erfüllt

Theil der in die Höhe geschleuderten Steinmassen wieder in den Kessel zurückfiel. Es darf dabei freilich nicht vergessen werden, dass das Laacher Becken älter als alle umliegenden Vulkane ist, während die grosse Bimsstein-Eruption sich als die letzte vulkanische Thätigkeit darstellt.

Es möchte daher nach diesen so deutlichen Vorgängen der Ausspruch des genauesten und gründlichsten Kenners unseres ganzen vulkanischen Gebietes, des hochverdienten Oberberghauptmanns Dr. von Dechen, sich als voll-

und trocken gelegt, die Gebirgsbäche hörten auf zu fliessen und als das Wasser nach 14 Tagen wieder hervorbrach, führte es unglaubliche Mengen Asche und Bimsstein mit sich fort. In solcher Weise entstand an der Mündung eines Flüsschens im Meere ein Delta, über welches später der Weg am Fusse der Klippe geführt ward. Die Dörfer Porto formoso und Mayo wurden mit Asche und Bimsstein überschüttet; das letztere so sehr, dass kaum etwas davon zu sehen war. Der durch den Aschenregen verursachte Schaden war sehr bedeutend. Auch in den zu Ponta delgada gehörenden Kirchspielen ward ein Dritttheil der fruchtbaren Aecker für viele Jahre wüste gelegt. Die Erderschütterungen und die bedeutenderen den Ausbruch begleitenden Erscheinungen dauerten nur bis zum 4. oder 5. Juli, aber während 30 Tagen schien die Sonne nie vollkommen hell, sondern durch düstere Wolken, die entweder aus feinen Aschentheilchen oder aus Wasserdämpfen bestehen mochten, welche der allmählig beruhigte Vulkan in den letzten Phasen seiner Thätigkeit aushauchte. Die Stelle, an welcher der Gipfel in die Luft flog, so schliesst der Bericht, verblieb nach beendigter Katastrophe als Einsenkung und als tiefer Krater, jedoch so, dass von den Seiten des Berges mehr fortgesprengt ward, als erforderlich wäre, um den hohlen Raum auszufüllen. Beachten wir diese Bemerkung und die gegenwärtige Gestaltung der Lagoa do Fogo, so geht daraus hervor, dass der alte Monte Volcaõ nicht bedeutend höher gewesen sein kann als der erhabenste Punkt der Bergmassen, die noch heute über dem Krater emporragen. Denn der Ausbruch fand nicht genau auf dem Scheitelpunkte des Berges, sondern etwas mehr nach Norden statt, so dass der Mittelpunkt des Kraters seitwärts von der höchsten Spitze zu liegen kam. Der so entstandene Krater füllte sich später mit einem See, der eine Minute ($^1/_3$ Legoa) lang und kaum etwas mehr als halb so breit ist."

ständig erwiesen darstellen, den er mir in Briefen mittheilte: „Ich halte den Laacher See nicht für einen Erhebungskrater, möchte aber doch die grosse Analogie, welche er mit den Eifelmaaren besitzt, hervorgehoben wissen. Die Maare sind gleichsam Minentrichter, Einstürze, welche auf eine Explosion folgen, und so möchte es auch wohl der Laacher See sein."

Merkwürdig ist es, dass der Laacher See noch jetzt der Centralpunkt von Erdbeben ist, die sich von Zeit zu Zeit wiederholen und sowohl zu Coblenz als zu Bonn verspürt werden. Diese Erdbeben fanden in neuerer Zeit statt am 23. Februar 1828, am 17. Dezember 1834, in der Nacht vom 24. zum 25. Januar 1840, am 22. März 1841, am 13. October 1842 und in der Nacht vom 28. zum 29. August 1861. Das grosse Erdbeben vom 29. Juli 1846 gehört nicht dazu. Ein genauer Beobachter, Prof. Nöggerath, hat darüber eine treffliche Abhandlung publicirt. Auch die Chronik des Klosters berichtet von heftigen Erdbeben, die die Gebäude erschütterten und die Bewohner erschreckten, so z. B. am 3. October 1304 und im Jahr 1395.

6.

Der See. Bei der Gründung der Abtei hatte der See einen viel bedeutenderen Umfang. Die Klostergebäude und namentlich die Kirche litten früher durch Ueberschwemmungen. Der zweite Abt Fulbert (1152—1177) liess deshalb einen Abzugscanal graben, der, den südlichen Rand durchbohrend, das Wasser des See's in einen nahen Bach und durch diesen in die Nette leitete. Es wurde dadurch ein bedeutender Raum zwischen dem See und den Klostergebäuden gewonnen und Ueberschwemmungen konnten nicht mehr statt finden. Später stürzte der Graben wieder ein und wurde durch den elften Abt Theodorich, 1256 bis 1295, einen der verdientesten Aebte für das Wohl der Abtei, mit einem Kostenaufwand von 60 Mark wieder hergestellt. Als im Jahre 1694 der See fest zugefroren war, wurde er gemessen und es ergaben sich die oben angegebenen Verhältnisse; die damals aufgefundene grösste Tiefe von 214 Fuss weicht jedoch be-

deutend von den späteren Messungen die 173 F. auffanden, ab. Sein Flächenraum betrug nach allgemeinem trierischen Landmaasse 1323, bei der Vermessung im Jahr 1820, nach dem preussischen Kataster, ergaben sich 1435 Morgen 64 Ruthen 50 Fuss.

Nachdem die Familie Delius im Jahre 1845 den Abzugskanal bedeutend tiefer gelegt hat und derselbe allmählig auf eine Tiefe von 23 Fuss gebracht werden soll, hat der Flächenraum des See's sehr abgenommen und es sollen gegen 300 Morgen dadurch erworben werden. Das Wasser fliesst noch immer sehr lebhaft ab und treibt ausserhalb des Randes eine Mahlmühle. Auf der Süd- und Westseite sind grosse Flächen guten Landes gewonnen worden, auf der Ostseite felsiger, auf der Nordseite sandiger Boden. Ungeheure Schichten von Süsswasser-Conchylien, jedoch nur von 10 Arten, die noch fortwährend im See leben, sind aufgedeckt worden. Aber Quellen versiechten, namentlich ein angenehmer Säuerling auf der Westseite.

7.

Unser schönes Rheinland, so reich an Sagen, hat keinen Ort, an den sich so viele anschliessen, als an den See von Laach und es scheint, als wenn das Ausserordentliche in der Entstehung und der Natur dieses merkwürdigen Punktes auch auf die Phantasie der Umwohner gewirkt hätte. Ganz besonders auffallend aber ist es, dass die Sage von einem ungeheuren Naturereignisse sich auf die verschiedenste Weise wiederholt, obgleich eine historische oder traditionelle Kunde davon doch niemals stattgefunden haben kann. Bald wird erzählt, es sei ein Schloss, bald es sei ein Kloster, bald dass es eine grosse Stadt gewesen, die hier gestanden und zur Strafe für die Schandthaten ihrer Bewohner in die Tiefe versunken sei. Zum Beweise, dass die Sache ihre Richtigkeit habe, erzählt man sich, die Mönche hätten einst zwei Taucher aus Holland kommen lassen, um Bericht zu erhalten über das Tiefunterste des See's. Sie stiegen hinab. Der Eine

kam bald wieder und versicherte, Nichts gesehen zu haben. Der Andre aber blieb aus. Um zu erfahren, wohin dieser gekommen, tauchte der Erste noch einmal unter und kam dann nach einiger Zeit mit seinem Gefährten auf die Oberfläche, von dem er erzählte, er habe ihn in tiefe Verwunderung versunken, in dem Schallloche eines Glockenthurmes sitzen gefunden. Schnell habe er ihn ergriffen und mit hinauf gerissen. Der Andere aber berichtete mit Entzücken von der prächtigen Stadt, die er in der Tiefe gesehen, von den grossen Palästen und Kirchen, von den Bewohnern, die sich auf der Strasse bewegt u. s. w. Aber um keinen Preis sind die Taucher zu bewegen gewesen, noch einmal hinab zu steigen.

Der See steht in wunderbarer Verbindung mit anderen entfernten Punkten, erzählt ferner die Sage. Eine Partie Häcksel für den Anfang zum Versenken gepackt, wurde einst in den See gelassen und kam am Binger Loche wieder zum Vorschein. Derselbe Versuch wurde auch, mit ganz gleichem Erfolge, rückwärts gemacht. Wie man das Häcksel am Binger Loche in die Tiefe des Rheines gebracht, das vermag Niemand zu erklären; dass es aber auf der Oberfläche des See's wieder zu Tage gekommen, daran zweifelt das Volk nicht.

Der grosse Hecht im Uelmener Maare in der Eifel, wovon schon der alte Merian erzählt und der bei wichtigen Ereignissen, die dem Grafengeschlechte von Uelmen bevorstanden, dort erschien, hatte seinen eigentlichen Aufenthalt im Laacher See und wechselte nur seinen Wohnplatz bei solcher Veranlassung. Im Burggraben des auf einem 2000 Fuss hohen Kegel liegenden Schlosses Aremberg befindet sich ein kleiner Weiher von unergründlicher Tiefe. Einst gingen einem Kutscher des Grafen, so erzählte mir ein alter Bewohner von Aremberg, die Pferde mit dem Wagen durch, geriethen in den Weiher und wurden nicht wieder gesehen. Erst nach Jahr und Tag kamen sie im Laacher See wieder zum Vorschein.

Einst sassen die Mönche noch an einem stürmischen Winterabende beisammen, als heftig an die Seepforte geklopft wurde, aus welcher man damals noch unmittelbar

an den See ging. Man erstaunte, als ein stattlicher Ritter sich zeigte. Er war von Feinden verfolgt in grösster Eile über die schöne Ebene geritten, die sich im Thale ausbreitete und er hatte mit Erstaunen bemerkt, dass seine Verfolger zurückgeblieben waren. Sein Erstaunen sollte aber noch grösser und das Räthsel gelöst werden, als man ihm am anderen Morgen die glänzende Wasserfläche zeigte, auf der wirklich noch hier und da die Spuren der Hufe seines Pferdes zu sehen waren. Nun gedachte er auch wieder seines gläubigen Gebetes um Hülfe, als die Verfolger ihm so nahe auf der Ferse gewesen.

Eine Sage bringt den Einsturz des Inselschlosses mit der Gräuelthat seines Besitzers zusammen. Dieser, ein unbändiger und gottloser Mann, beichtete einem Einsiedler seine Sünden, und als dieser ihm die wohlverdiente Strafpredigt hielt, stiess der Ritter ihn nieder. Balb umgab ein finsteres Gewölk die Zinnen der Burg. Blitze sprühten, Donner rollten und mit lautem Krachen sanken Insel und Schloss in die Tiefe.

Auch die Geschichte des Pharao wiederholt sich hier theilweise. An dem der Abtei gegenüberliegenden Ufer erhob sich eine Burg, von einem bösen Ritter bewohnt, der der Abtei manchen Schaden zufügte. Darüber hielt der Abt öftere schlimme Predigten und verklagte den Ritter bei dem Schutzherrn des Klosters. Der Ritter sann auf Rache. Eines Tages, der See war zugefroren, lud er den Abt und eine Anzahl Mönche freundlich zu einem Banket auf den Abend ein. Die Geistlichen fuhren in Schlitten über den See, erhielten aber noch zu rechter Zeit Warnung, als sie der Burg nahten. Schleunig kehrten sie um; aber der Ritter mit Ross und Reiter hinter ihnen her, und eben glaubte er sie erreicht zu haben, als der Schlitten an das jenseitige Ufer kam. Da krachte das Eis und die wilde Rotte wurde von den Wogen des See's verschlungen.

Von den Sagen über die natürlichen Verhältnisse des See's haben wir bereits der beiden erwähnt, dass der See 3000 Quellen habe und dass kein Vogel über ihn hin fliegen könne, ohne hinab zu stürzen. Es gehört aber noch

dazu, dass der See selten und dann nur im März zufriere, wobei sich stets ein heftiges Krachen vernehmen lasse.

8.

Die Geschichte des Klosters. Die Sage führt uns zur Geschichte des merkwürdigen Ortes und von dieser Einiges zu erfahren, mag doch die Wissbegierde unserer verehrten Leser erregt worden sein. Wir folgen darin dem „Kloster Laach von Dr. Julius Wegeler. Bonn 1854“, diesem gelungenen Werke des um die rheinische Geschichte so verdienten fleissigen Mannes.

„An dem südlichen Ufer des See's (möchte doch wohl des südöstlichen heissen müssen!), auf einer der ersten Spitzen des ihn umgebenden Bergkessels, gegen Nikenich zu, besassen die alten Pfalzgrafen ein Schloss, das die reiche Gegend beherrschte, welche einen Theil ihres Gebiets ausmachte und noch heutigen Tages nach ihnen die Pellenz genannt wird. Es war dies die Amtsbezeichnung für die ständigen Missi dominici in Merovingischer Zeit, für welche die Pfalzgrafen anzusehen sind, und zwar stammt dies Pfalzgrafenamt wohl in seinem Anfange von dem heute noch vorhandenen Palatium in der Trevirer Stadt, dem alten Sitze römischer Kaiser, von wo es erst in Carolingischer Zeit hinüber nach Aachen gewichen sein mag. Die ganze Gegend aber gehörte im zehnten Jahrhunderte den Grafen von Hochstaden; ein Theil derselben, und namentlich die Hälfte des See's, ward die Mitgift der unglücklichen Mathilde Gräfin von Hochstaden, welche dieselben ihrem Gemahl, dem Pfalzgrafen Heinrich I. dem Tollen, zubrachte. Der Sohn und, wenn gleich nicht unmittelbare, Nachfolger Heinrich's I. gleichen Namens war mit Adelheid, Tochter des Grafen Otto von Orlamünde, verheirathet. Adelheid war bereits zweimal verehelicht gewesen, zuerst mit dem Grafen Adalbert von Ballenstädt, dann mit dem unmittelbaren Nachfolger Heinrich's I., dem Pfalzgrafen Hermann aus dem Hause Luxemburg. Nur aus erster Ehe war ein Sohn, Siegfried, vorhanden, welchen sein Stiefvater, der Pfalzgraf Heinrich II., später adoptirte.

Pfalzgraf Heinrich II., der sich auch Herr von Laach, dominus de Lacu, nannte, residirte mit seiner Gemahlin Adelheid gewöhnlich auf dem Schlosse zu Laach. Hier stifteten nun beide am Ufer des ihnen so werthen See's im Jahre 1093 das Kloster, welches seinen Namen von dem See entnahm und im Laufe der Jahrhunderte eines der schönsten und grössten des Rheinlandes ward."

Ueber die Wahl des Ortes spricht sich die Volkssage aus, wie sie schon vor mehr als 200 Jahren von dem trierischen Geschichtschreiber Browerus mitgetheilt wird. „Heinrich und Adelheid hatten lange den Wunsch gehegt, zu Ehren Gottes ein Kloster zu stiften, waren aber über den Ort, wo es errichtet werden sollte, unschlüssig. Da wurde ihnen derselbe durch höhere himmlische Zeichen angedeutet. Von der Burg herab sahen sie einst bei Nacht das ganze waldumkränzte Ufer und den See selbst von Lichtern und Flämmchen erhellt und beleuchtet, besonders aber die Gegend, wo westlich sich das Ufer eine grössere Strecke flacher, denn sonst, hinzieht. Hier nun beschlossen sie den Grund zu dem beabsichtigten Gotteshause zu legen und so geschah es."

Ueber die Stiftung des Klosters ward eine Urkunde aufgestellt, deren Aechtheit zwar vielfach angefochten wird, die aber dadurch ganz merkwürdig ist, dass sie zum ersten Male die Glieder der benachbarten Ritter- und Dynastengeschlechter, die als Zeugen gegenwärtig waren, nicht blos mit ihren Taufnamen, sondern auch mit ihren Geschlechtsnamen nennt. Hierdurch tritt plötzlich ein helles Licht in die bis dahin so dunkle rheinische Geschichte, besonders in die der Dynastengeschlechter. Pfalzgraf Heinrich II. starb zwei Jahre nachher, 1095, und fand seine Ruhestätte in Laach. Siegfried, sein Stiefsohn und Nachfolger, sollte die Ausführung der Stiftung übernehmen, unterliess es aber, wie er selbst in einer weiteren Urkunde bezeugt, aus jugendlichem Leichtsinne, bis ihn der Ernst des Lebens an seine Pflicht mahnte. Im Jahre 1110 stellte Pfalzgraf Siegfried die Bestätigungs- und zweite Stiftungs-Urkunde aus, die im Jahre 1112 von Kaiser Heinrich V. genehmigt wurde. Der Pfalzgraf starb

aber schon im folgenden Jahre an den Folgen der Wunden, die er in dem Gefecht bei Warnstedt, gegen Hoyer von Mansfeld, erhalten hatte und seine Nachfolger, die Pfalzgrafen Gottfried und Wilhelm kümmerten sich nicht weiter um den Bau. Eine Verwandte des Hauses jedoch, die Gräfin Hedwig von Are, höchst wahrscheinlich die Wittwe Gerhard's II. von Hochstaden, übernahm die weitere Ausführung der Stiftung. Sie hatte ihren Wittwensitz in Nikenich, einem reizend gelegenen Dorfe, eine kleine Stunde östlich des See's und liess den Bau des Chores, der Gruft und einiger Thürme vollenden. Dem Kloster schenkte sie auch die andere Hälfte des See's. Die Einweihung der Kirche fand aber erst am 24. August 1156 durch den Erzbischof Hillin von Trier statt.

Die Abtei wurde der Ordensregel des heiligen Benedictus unterworfen, wie sie derselbe im Jahre 540 auf dem Monte Cassino in Italien begründet hatte. Die ersten Mönche erhielt Laach aus dem Benedictiner-Kloster Affligem, das in Brabant, hart an der Grenze von Flandern, bei Alost gelegen, zwischen 1076 und 1086 gestiftet und in überraschender Schnelligkeit einen hohen Glanz entwickelte. Die fünf ersten Aebte von Laach waren zugleich die des Klosters Affligem und erst 1127 gelangte ersteres zur Selbstständigkeit, indem es in dem frommen Giselbert, der auch von Affligem herkam, einen eigenen Abt erhielt.

Vierzig Aebte hat die Abtei gehabt; der letzte hiess Joseph Mäurer, ein Rüdesheimer, und nur sein Name fand auf der Tafel noch Raum, auf welcher die Namen der Aebte eingetragen wurden, so wie in dem Kaisersaal zu Frankfurt a. M. nur noch das Bildniss des letzten deutschen Kaisers Raum fand. 1801 starb der letzte Abt und es wurde zwar noch Thomas Kupp, ein ausgezeichneter Gelehrter, zu seinem Nachfolger gewählt, trat aber nie seine Würde an, da schon am 2. August 1802 durch die Bestimmung der französischen Regierung die Auflösung erfolgte. Der jedesmalige Abt führte den Titel: „Durch göttliche Vorsehung, oder auch durch Zulassung Gottes, Abt zum Laach, Herr zu Kruft, Bendorf und Ebernach.“ Sowohl bei der Stiftung, als besonders durch spätere, fortwährende Schen-

kungen und Erwerbungen, war die Abtei eine der reichsten des Rheinlandes geworden. Vier und siebenzig Ortschaften sind mir bekannt, in welchen sie mehr oder minder wichtige Güter, Höfe, Häuser, Weinberge, oder Gerechtsame besass. Nur von sieben und zwanzig kenne ich die Erträge, die bei der ungeheuern Verschleuderung der Klostergüter durch die Franzosen von 1807 bis 1811 erbeutet wurden, es sind 557,850 Franken und später erhielt die preussische Regierung durch den Verkauf der eigentlichen Domäne Laach 24900 Rthlr., für welche die Familie Delius in den Besitz dieses herrlichen Gutes trat, dessen Verbesserung derselben noch fortwährend ein ernstes Streben ist.

Im Jahre 1789 ertrugen die sämmtlichen Besitzungen der Abtei an Korn 1986, Spelz 46, Gerste 45, Erbsen 37, Kohlsamen 37, Hafer 299, Buchweizen 2, Wicken 3 Malter, ferner 160 Pfund Flachs, 125 Wagen Heu, 8524 Gebund Stroh und 95 Fuder 3 Ohmen Wein. Im Jahre 1793 betrug die Einnahme 10,691, die Ausgabe 10,533 Rthlr.

Die Zahl der Mönche war auf 30 beschränkt und wurde dieselbe nur in seltenen Fällen überschritten. Ihre Kleidung war die gewöhnliche der Benediktiner, nur durch eine gewisse Eleganz modifizirt, namentlich durfte das spanische Rohr mit silbernem Knopfe nicht fehlen. Ein solcher Stock kostete gegen 7 Rthlr. und wurde für die zu Profoss Angenommenen aus den klösterlichen Gefällen angeschafft.

In den ersten Zeiten war das Leben im Kloster sehr ärmlich. Unter dem zweiten Abte Fulbert (1152—1177) war Kohl, oft ohne Salz, und schwarzes Kleienbrod häufig die einzige Nahrung der Mönche.

Der Kapellan Wilhelm von Hochstaden machte damals der Abtei eine Schenkung, in welcher sich auch 36 Mark befanden, von deren Zinsen das Gedächtniss des Gebers gefeiert und den Vätern dabei ein Häringsessen gegeben werden sollte. Unter dem Abte Wilhelm von Leutesdorf (1402—1444) brachen, sehr bald nach seinem Amtsantritte, Streitigkeiten aus, die im Jahr 1408 beigelegt wurden, wobei auch feste Bestimmungen über die Speisen und die täglichen Mahlzeiten der Mönche ge-

troffen wurden. Es ergibt sich daraus, dass das Leben bereits viel reichlicher geworden war und die Mönche dreimal in der Woche Fleisch erhielten, gegen die eigentliche ältere Ordensregel. Als später die Bursfelder Reformation im Kloster eingeführt wurde, erhielt das Fleisch wieder auf längere Zeit seinen Abschied. Der Abt Johann Augustin (1552—1568) schrieb ein Rituale, in welchem mancherlei interessante Notizen über das Klosterleben zu Laach vorkommen.

„Was das Essen anbetrifft, so bekam für's Erste jeder Mönch einen Brei von Milch und Weizenmehl, und zwar in einer vorgeschriebenen Portion, dann zwei Eier oder einen Häring oder einen sonstigen frischen Fisch, den die Mosel, der Rhein oder der See lieferte, endlich Butter und Käse. An Sonntagen fehlte selten Obst, an grossen Festtagen hatte man Kuchen, Nüsse, Weintrauben u. s. w. Wenn Pfannkuchen gegeben wird, so erhält entweder Jeder einen ganzen oder einen halben; im letzteren Falle ist aber der Pfannkuchen bedeutend grösser!*)

Merkwürdig für die damalige Zeit ist auch der Küchenzettel eines grossen Banketts, welches 1549 am Sonntag nach Ostern zu Ehren eines jungen Priesters, der seine erste Messe las, veranstaltet wurde. Der Primiciant sass zwischen dem Abt und dem Prior. Diese und die übrigen Mönche genossen Erbsen, gesottene Eier, gesal-

---

*) Für die Woche war folgender Wechsel angeordnet:

Montag: Erbsen- oder Linsensuppe, 2 Eier, Stockfisch oder dgl.;

Dienstag: Breisuppe, 2 Eier, ein Häring, gebraten oder gesotten, Gemüse, Seefisch, getrocknet im Sommer, gesalzen im Winter;

Mittwoch: Erbsensuppe, Gerste, Gemüse, frische Fische, gekocht oder gebacken;

Donnerstag: Milchsuppe wie am Sonntag, Eier oder Häring, Erbsen als Gemüse, ein dicker Kuchen mit schwarzer Sauce oder eine sonstige Eierspeise;

Freitag: Linsensuppe, Bücking, Rüben oder Pastinaken, frische Fische;

Samstag: Erbsenbrei, Häring oder Bücking, Kappes, gesottene Fische, endlich 3 Eier in Butter gebacken, sogenannte Kalbsaugen.

zene Rheinfische, danach gesottene Fische aus dem See, Stör in gepfefferter Sauce, gebratene Fische, darunter der Seefisch Raff, zum Schlusse Eierkuchen und Gemüse. Die Verwandten und Freunde des jungen Priesters, welche sich zahlreich eingefunden, sassen an einem besonderen Tische. Ihnen wurden zuerst durchgeschlagene Erbsen mit Wurst und gebratenen Schweinsköpfen, dann Rindfleisch und Schinken aufgetragen; es folgte gesottenes Kalbfleisch und diesem Hasenpfeffer. Der fünfte Auftrag brachte Hasenbraten und verschiedenes gebratenes Geflügel, ein gespicktes, gebratenes Spanferkel und den Beschluss machte Eierkuchen mit Gemüse.

Gewöhnlich assen Abt und Mönche an getrennten Tischen; an die Tafel des ersteren wurden nur selten ältere Mönche, stets die fremden Gäste zugezogen und in der Aufnahme derselben war die Abtei äusserst liberal. Die Mönche assen im Refectorium, täglich zweimal, Vor- und Nachmittags (gegen Abend). In der Fastenzeit wurde nur einmal gespeist.

Eine leichtere Strafe für einen Conventualen war das Sitzen und Essen am Boden, während der Mahlzeit der Uebrigen am Conventstische.

Bekanntlich hatte der h. Benedikt, der Stifter des Ordens, welchem die Abtei Laach angehörte, das Studium der Wissenschaften seinen Mönchen zur Pflicht gemacht und die Anlegung von Bibliotheken anempfohlen. Um den Mönchen einen Sporn zu wissenschaftlichen Studien zu geben, hatte er festgesetzt, dass nur den gelehrten Mönchen der Umgang mit Fremden zu gestatteten sei. Diese Regeln hatten auf die Abtei Laach den bedeutendsten Einfluss und zur Folge, dass wissenschaftliches Streben in ihren Mauern stets rege war. Der mehrerwähnte Abt Fulbert (1152—1177) ging mit grossem Eifer an die Begründung einer Bibliothek: fünfzehn Mönche mussten stets gute alte Bücher abschreiben. Unter ihm war Gottfried von Bonn, ein fleissiger und gelehrter Mönch, in der Schreibkunst sehr erfahren, der Verfasser mehrerer Schriften. Der berühmte Schriftsteller Bucelinus, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, führt eine ganze Anzahl

gelehrter und ausgezeichneter Männer aus Laach auf. Heinrich von Münster war zu den Zeiten Alberts, des fünften Abtes, st. 1217, eine Zierde des Klosters durch seine Gelehrsamkeit und poetischen Gaben.

Nach manchen unglücklichen Ereignissen, Streitigkeiten und Zeiten des Verfalls stellte der 21. Abt, Johann von Deidesheim (1469—1491), im Kampfe gegen grosse Hindernisse, Zucht und Ordnung, die Liebe zu den Wissenschaften und den Gottesdienst wieder her, so dass das Kloster ein Vorbild für viele Andere wurde. Unter ihm lebte Johann von Andernach, in allen Wissenschaften bewandert, namentlich in theologischen und astronomischen Dingen und dabei ausserordentlich bescheiden und demüthig. Ein Holländer, Simon von Hasdingen, war bei ausgebreiteten Kenntnissen und bedeutendem Rednertalente noch besonders durch sein ausserordentliches Gedächtniss berühmt; er starb 1501, Joh. von Andernach 1503.

Noch glänzender entwickelte sich das wissenschaftliche Leben unter Simon von der Leyen (1491—1512), dessen Bestrebungen Bucelinus ein vortreffliches Zeugniss gibt. Unter ihm lebte Johannes Bouzbach aus Miltenberg in Laach, der, ein bedeutender Schriftsteller, mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit in Verbindung stand, namentlich mit Trithemius. Als Johann von Dalberg, Bischof zu Worms, eine literarische Gesellschaft gründete, ernannte er Bouzbach zu einem der wenigen Mitglieder. Dieser bedeutende Gelehrte starb 1526 als ein Vorbild seines Klosters und als solches von demselben gepriesen und verehrt.

Unter den letzten Capitularen war Thomas Kupp, (starb 1802), der berühmteste; seine theologischen und kirchenhistorischen Schriften sind von bedeutendem Rufe.

In grossem Ansehen stand zu ihrer Zeit die Bibliothek von Laach durch ihre Reichhaltigkeit, besonders an Manuscripten. Während der französischen Besitznahme wurde sie grösstentheils verschleudert. Viele Schriften kamen nach Paris, namentlich die Manuscripte, wurden aber zum Theil 1815 zurückgegeben. Reste der Biblio-

thek wurden auch mit der der Universität zu Bonn vereinigt.

Interessant mag es noch für Viele unserer Leser sein, dass der spätere Marschall Ney, Napoleons Bravster der Braven, als er einst bei seinem Obergeneral in Ungnade gefallen, sich mehrere Monate zu Laach aufhielt, wo er sich früher Freunde erworben hatte. Da ihm seine Unkenntniss der lateinischen Sprache bisher sehr fühlbar gewesen, so benutzte er mit Feuereifer diese Zeit, um sich darin auszubilden, wozu ihm auch einer der Conventualen, P. Albrecht, später Pastor in Coblenz, starb 1833, sehr behülflich war. Ney machte reissende Fortschritte, deren sich der freundliche Geistliche noch im hohen Alter mit Freuden erinnerte.

9.

Die Abteikirche. „Die Kirche zu Laach“, schreibt Hr. Dr. Wegeler, „ist unstreitig eines der schönsten und beachtenswerthesten Denkmale romanischer Baukunst. Sie steht von drei Seiten ganz frei, nur auf der Südseite hing sie früher mit den übrigen Klostergebäuden zusammen. Klar und frei sich erhebend, ist das Aeussere der Kirche von reicher Composition und spricht auf eine charactervolle Weise die geistige Tendenz des ganzen Bauwerkes aus. So entwickeln sich auch alle Grundformen im Aufbaue auf das Schönste: wir bemerken ein dreitheiliges Langhaus mit erhöhtem Mittelschiffe, zwei Querschiffe, zwei Chöre und fünf Thürme; dann ruht noch über der Vierung des östlichen Kreuzes eine achteckige Kuppel. Diese Grundlage glaubt Boisserée der älteren Domkirche in Köln entlehnt. Auf den Seiten des im Halbkreise geschlossenen Ostchores befinden sich Chornischen, und die Winkel zwischen diesen und dem Chore selbst sind durch die viereckigen Thürme ausgefüllt. Das kleinere westliche Querschiff tritt gegen die Umfangsmauern der Nebenschiffe nur unbedeutend vor. Auf ihm stehen zwei runde Thürme, mit reicher, in's Achteck übergehender Bekrönung, so wie über der Kreuzung des Langhauses mit diesem Quer-

schiffe sich ein viereckiger, auf drei Seiten mit Gallerien versehener Thurm erhebt.“

„Die Länge der schlank und einfach gehaltenen Kirche beträgt im Lichten 208 Fuss 10 Zoll — (die ganze Länge des Kirchenbaues 261 F. 10 Z.), — ihre Höhe bis zum Gewölbescheitel 55 Fuss. Das Mittelschiff hat eine Breite von 28 F., jedes der Seitenschiffe eine solche von 14 F. Die Grösse der Kirche im letzten Flächenraume, nach Abzug aller Mauerdicken und Pfeiler, beträgt 11,841 rhein. Quadratfuss. Die 12 Pfeiler, in viereckiger Grundform, sind zum Theil mit Halbsäulen besetzt. Das Mittelschiff sowohl, als die Seitenschiffe, haben einfache Kreuzgewölbe, mit glatt abgestuften Quergurten. An das Langhaus schliesst sich auf der Ostseite das geräumige Querschiff, 97 F. 9 Z. lang, bei einer Breite von 26½ F., und hieran das Hauptchor. Unter demselben befindet sich die durch fünf kleine Bogenfenster beleuchtete Crypta; auf den sechs hier befindlichen, in zwei Reihen stehenden Säulen ruhen stark nach dem Scheitel ansteigende Kreuzgewölbe. Im westlichen Chor befindet sich die unterwölbte Orgelbühne (Sängerchor). Das Mittelschiff wird durch zehn einfache Bogenfenster, die Seitenschiffe durch eine doppelte Anzahl gleicher Fenster erleuchtet; ebenso ist die Erhellung der Chöre durch eine entsprechende Anzahl solcher Fenster vollkommen bewirkt.“

„Die Ausführung aller Details ist sorgfältig und gut. Das Mauerwerk besteht meistens aus Werkstücken von Tuff und dem bekannten Mendiger Steine.“

„In die Kirche führten früher fünf Eingänge, von denen drei auf den Seiten des Langhauses jetzt zugemauert sind. Zu den beiden anderen, reich mit Ornamenten verzierten Eingängen auf der Westseite gelangt man durch einen Kreuzgang, welcher einen offenen Raum, ein kleines Gärtchen, umgibt. Dieser Kreuzgang mit seinem schönen Portale, im reinsten Rundbogenstyle ausgeführt, scheint ein Werk aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu sein. Die Consequenz seiner Behandlung, die Vollkommenheit und lebendige Ausbildung seiner Organe, der Reichthum seiner Ornamentik bei seiner

Mässigung, endlich die gediegene Ausführung des ganzen Werkes machen es zu einem der werthvollsten auf uns gekommenen Baudenkmale am Rhein.“ (Geier und Görz.) Bemerkenswerth ist in der Ornamentik des Portals ein haariges Teufelchen mit Pferdefuss, das auf eine Tafel die Worte schreibt: Peccata Rom... Der Kreuzgang, 65½ Fuss lang und 59 Fuss breit, ist in Werkstücken aus Tuff und Mendiger Steinen ausgeführt. Ihm gereichen namentlich die schlanken gekoppelten Säulen und Bogenstellungen zur Zierde. Die Säulenschafte bestehen meistens aus einem festen, schieferartigen, schwarzen, sogenannten wilden Marmor, einige derselben aus einem braungelben Kalksinter, der politurfähig ist und wahrscheinlich aus der römischen (sogenannten) Trier-Kölnischen Wasserleitung gewonnen wurde. Aus demselben Material sind auch einige Säulen am Grabmale des Stifters ausgeführt.“

Bei dem Verkauf sämmtlicher Klostergüter hat die königlich-preussische Regierung das Eigenthumsrecht der Kirche behalten und seit jener Zeit sehr viel für die Restauration und Erhaltung des herrlichen Baudenkmals gethan. So wurde der die Kirche umgebende Boden, der sich mehrere Fuss hoch angehäuft hatte, zum Theil beseitigt, zum Theil mit einem Kanal versehen, um die Feuchtigkeit abzuleiten. Früher war das Gewölbe ganz frei, wie denn überhaupt Laach vielleicht das erste ganz gewölbte Bauwerk war; aber die Kreuzgewölbe des Mittelschiffes hatten auf die drei Fuss starken Widerlagsmauern einen so grossen Seitendruck ausgeübt, dass sie verankert werden mussten. Durch das Ausgraben der Ausfüllung ihres Bodens hat die Kirche ebenfalls sehr gewonnen und es wurden dadurch die Pfeilersockel und die ursprüngliche Plättung wieder blosgelegt.

10.

Das Mausoleum des Stifters. Das Grabmal des Stifters ist der einzige Einbau im Innern der Kirche, die gegenwärtig weder Altäre noch Grabmäler aus früherer Zeit enthält, obgleich Glieder vieler Adels-Familien der Umgegend ihre Ruhestätte hier fanden. Das Mausoleum be-

findet sich unter der Orgelbühne und ist rings von architektonischen Verzierungen umgeben. Ueber ihm wölbt sich nämlich auf sechs Säulen ein 21 Fuss hoher Baldachin mit griechischen Profilirungen und etwas nach innen übergebeugt, um ihm einen Halt zu geben. Die Figur des Pfalzgrafen Heinrich II. ruht in mehr als Lebensgrösse, in Mantel und Fürstenhut, auf dem Deckel des Sarges, auf der Rechten das mit der Kirche nicht übereinstimmende Modell derselben, mit der Linken die Halskette aufhebend. Das Bild, aus Holz geschnitzt, ist zuerst mit Gyps, dann mit Leinwand und dann wieder mit Gyps überzogen, gemalt und vergoldet. Es wird von Kennern als eine ausgezeichnete Arbeit gepriesen. Der weite faltige Talar ist mit goldenen Burgen übersäet; auf der Einfassung der schwarzen Schuhe befindet sich der goldene Löwe, der auch einem Fusse als Stütze dient, während der andere auf einem Balken ruht. Am Gürtel hängen auf der linken Seite Messer und Köcher, auf der rechten das jetzt verstümmelte Schwert. Das Monument wurde durch den elften Abt, Theodorich von Lehmen, 1256—1295, einen der ausgezeichnetsten Vorsteher der Abtei, geschaffen.

Der frühere grossartige Hochaltar und die zwölf Apostel, einst die Zierde desselben, sowie die Kanzel, sind in die Pfarrkirche nach Andernach gekommen.

An Reliquien war die Kirche ungemein reich.

11.

Die Umgebungen des See's. So merkwürdig nun auch in jeder Beziehung der Laacher See ist, so sind es seine Umgebungen nicht minder. Eine kleine Stunde südlich liegen die Ortschaften Nieder- und Obermendig mit ihren alten berühmten Mühlsteinbrüchen und ihren grossartigen Bierbrauereien in den kalten Felsenkellern. Nahe dabei ist die Gegend, in welcher die Geschichte der heil. Genofeva spielt und an die die Frauenkirche erinnert. Eine halbe Stunde westlich von der Abtei liegen zu Bell die merkwürdigen Backofensteinbrüche in Leuzittuff. Eine Stunde entfernt erhebt sich der 1750 Fuss hohe Rücken des Gänsehalses mit seinen wunderbaren Aussichten. Die

sämmtlichen erloschenen Vulkane sind bereits erwähnt. Eine Stunde nordöstlich beginnt das prachtvolle Brohlthal mit seinen ausgedehnten Tuffsteinbrüchen und sprudeln die köstlichen Mineralquellen Tönnisstein und Heilbronn. Eine kleine Meile nach Norden erhebt sich die 1450 Fuss hohe Phonolithkuppe, die die mächtigen Trümmer von Olbrück trägt. Alles das sind Punkte, von welchen jeder einzelne wieder eine Darstellung erfordert*).

Der Weg an den See wird gewöhnlich vom Rheine aus angetreten und zwar entweder von Andernach oder von Brohl aus. Beide Orte sind nicht ganz drei Stunden weit von der Abtei entfernt; aber der Weg von Brohl ist der schönste und der reichste an prächtigen Ansichten.

12.

Die neuesten Verhältnisse. Während der Bearbeitung dieser Bogen ist eine bedeutende Veränderung in den Verhältnissen der alten Abtei eingetreten und es scheint, dass sie ihrer alten Bestimmung wieder viel näher gebracht werden wird. Der Kreislauf in der Natur stellt sich in der Geschichte, wie im Leben der Einzelnen wieder dar. Die Familie Delius hat sich durch Erbtheilung veranlasst gefunden, die Abtei mit ihren Wäldern (über 200 Morgen) und ihren Ackerfeldern und Wiesen nebst dem See zur öffentlichen Versteigerung zu bringen. Für den Preis von 130,000 Thalern wurden sie dem Herrn Grafen von Schaesberg in Aachen zugeschlagen. Es ist aber der Jesuiten-Orden als Eigenthümer eingetreten und wird dort ein Seminar für seinen Orden errichten, womit auch die beiden Seminare von Aachen und Paderborn, die nicht ganz geeignete Localitäten besitzen, verbunden werden sollen. Was in den Räumen der Abtei noch zur Oekonomie verwendet war, wird zu Wohnungen eingerichtet und die Wirthschaftsgebäude werden an das äusserste südwestliche Ende des Gartens verlegt. Es wurde befürchtet, dass die Gastwirthschaft, welche zur grossen Bequemlichkeit der Reisenden, seit einer Reihe von Jahren sich in dem anliegenden Garten-Pavillon befand, auf-

*) S. Nette- und Brohlthal.

gehoben werden würde; sie ist aber jetzt von Neuem wieder verpachtet und wird wohl noch erweitert werden.

Wahrscheinlich wird in nicht ferner Zeit der königliche Wald, der einen Flächenraum von mehr als 1220 Morgen besitzt, eine Försterwohnung erhalten, die dann auch die stillen Ufer des See's noch mehr beleben und verschönern wird.

Trauernd sang einst Adelheid Klein in den verlassenen Gängen der Abtei, bevor noch die königliche Regierung die herrliche Kirche vor weiterem Verfalle bewahrt und die Familie Delius den freundlichen Wohnsitz eingerichtet hatte, ihr Klagelied über den Wechsel der Zeiten in Laach; wir wollen jedoch der Hoffnung uns hingeben, dass der neueste Wechsel dazu beitragen werde, das Ganze immer mehr zu befestigen und zu verschönern und dass die trüben Aussichten der Dichterin noch lange nicht sich erfüllen werden. Es sei uns jedoch vergönnt, die Verse hier zum Schlusse anzuführen.

„Schönes Laach! das fromme Andacht baute,
Wo die Armuth Schutz und Hülfe fand,
Und dem Dürft'gen, eh' der Morgen graute,
Speis' und Labung schon bereitet stand:
Sehnend sich nach sicherm Zufluchtsorte,
Klopfte froh der Wandrer an die Pforte;
Jedem Müden, trat er in den Saal,
Deckte gastlich sich ein Pilgermahl!

Du auch schwand'st, wie Vieles ist geschwunden
Grosses, Edles in der schlimmen Zeit!
Des Verdienstes Kränze, dir gewunden,
Sanken früh' in die Vergessenheit.
Bald vielleicht beglänzt des Mondes Schimmer
Deiner stolzen Thürme letzte Trümmer,
Und der Dom, erhöht durch kühnen Muth,
Sinkt, geborsten, in die nahe Fluth!"

III.

Das Brohlthal.



Wenn man bei den kleinen Rheinstädten Sinzig oder Niederbreisig, zwischen Bonn und Coblenz, die östlichen Vorhöhen der Eifel ersteigt und nach Westen wandert, so tritt nach zwei zurückgelegten Wegestunden, in der Entfernung einer Stunde im Westen, ein mächtiger Bergkegel uns entgegen, der die pittoresken Trümmer einer Burg trägt. Es ist dies der Olbrück. Nach Osten und Norden sehr steil in das anliegende Thal abfallend, muss man nach Oberzissen in das Brohlthal hinab, um auf einem Fahrwege wieder nach Hain (Hahn), einem armen Eifeldörfchen, hinaufzusteigen, das unmittelbar am Fusse des die Burg tragenden Felsenkegels liegend, ein ärmliches Dasein fristet.

Die Hauptmasse des Kegels ist der rheinische Grauwackenschiefer des devonischen Systems; die Spitze aber und der nordwestliche Abhang bestehen aus einem Eruptivgestein, das man lange für reinen Phonolith gehalten hat, bis die genaueren Untersuchungen des ausgezeichneten Mineralogen Dr. G. vom Rath zu Bonn ihn als ein selbstständiges Gestein erwiesen, welches derselbe Nosean-Phonolith genannt hat.

Die absolute Höhe des Berges beträgt, nach den sorgfältigen Barometermessungen des Oberberghauptmanns Hrn. von Dechen, 1456 F.; die relative Höhe über dem an seinem östlichen Fusse im Thale liegenden Dorfe Nieder-Dürrenbach ist 656, über Oberzissen 751 F. und über dem obersten Hause von Hain 299 Fuss. Die Aussicht ist eine überaus prachtvolle und überraschende,

nur im Westen durch einen langen Bergrücken und durch die Eruptivkegel des Perlerkopfes, 1800 F., des Englerkopfes, 1797 F., des Schillköpfchens, 1613 F., des Schillkopfes, 1539 F. und des Schörchens, 1685 F., welche sämmtlich nicht eine Stunde entfernt sind, begränzt. Die Aussicht nach Osten wird durch den vorderen oder westlichen Theil des Westerwaldes geschlossen, der in zahlreichen, wellenförmigen Erhebungen, von Basaltkegeln unterbrochen, sich darstellt und im Südosten sich bis zu der sechs Meilen entfernten Montabaurer Höhe hinzieht. Der tiefe Einschnitt des Rheinthales tritt allenthalben deutlich hervor, wenn auch der Rhein selbst sich nur in einzelnen kleinen Puncten zeigt; aber mehrere Ortschaften am Rheine, wie Rhöndorf, Honnef, Linz und Andere sind deutlich sichtbar.

Einen wunderbaren Eindruck macht die Aussicht nach Süden. Hier dehnt sich vom Fusse des Berges an das ganz offene Brohlthal, mit seinen Dörfern und Mühlen, mit Wiesen, Feldern und Weinbergen aus, von sanften Bergeshöhen bekränzt, auf denen sich die erloschenen Krater des Bausenberges, 1078 F., des Herchenberges, 1020 F., des Kunkskopfes, 1081 F., des Veitskopfes, 1287 F., und mehrere unbedeutendere vulkanische und basaltische Kegel erheben. Am auffallendsten aber erscheint der umgebende Kranz des Laacher See's und der schroffe Abhang seiner östlichen Randberge; der Wasserspiegel selbst wird nicht sichtbar, möchte es aber von der Spitze des Thurmes sein. Südwestlich des See's treten die schon oft genannten vulkanischen Kegel, Gänsehals, Obermendiger Forst, Sulzbusch und Hochsimmer hervor. Es ist ein unvergleichlicher Blick in die ganze vulkanische Bildung und Gebirgswelt dieses Theiles der Eifel!

Wenden wir uns nach Norden, so treten zwar mehrere bedeutende Höhen, namentlich der basaltische Steinberg, 1298 F., bei Oberdürrenbach, und mehrere Grauwackenberge bis zu 1800 F. ansteigend, der Aussicht hindernd in den Weg; es liegen aber mehrere sattelförmige Einsenkungen dazwischen, die einen höchst über-

raschenden Blick nach der niederrheinischen Ebene gestatten, aus der sich die dunkle Masse des Kölner Domes deutlich hervorhebt, und hier und da der Spiegel des Rheines wie ein Licht empor blitzt. Zu unseren Füssen vereinigen sich zunächst der Schellborner und der Hanebach und dann bei Niederdürrenbach mit denselben der Dürrenbach, die Quellbäche der Brohl. Der Name Brohl tritt aber erst ein, nachdem in Oberzissen sich noch der Engeler Bach damit vereinigt hat. Wir blicken also tief in das Quellgebiet des Brohlbaches, dessen Bäche durch enge tief eingeschnittene Thäler fliessen. Jenseits des Dürrenbachthales überschauen wir eine weite Haide, von welcher der Spiegel des offenen Rodder Maares zu uns herüber glänzt.

Die ganze Aussicht ist so mannigfaltig und entwickelt eine solche Menge von Reizen, überrascht durch so manche unerwartete Fernsichten, dass man zu der Ueberzeugung gelangt, der Erbauer der Burg müsse ein grosser Naturfreund gewesen sein. Sicher ergänzt auch der hohe Wartthurm noch Manches, was uns an seinem Fusse verborgen bleibt; namentlich möchte der Spiegel des Laacher See's und der des Rheines an vielen Stellen dadurch sichtbar werden. Der Wartthurm ist ein mächtiger Theil der Ruinen, durch seine Höhe, seine Breite und seine Construction. „Er ist ein eben so solides, als kühnes Bauwerk und von oben bis unten mit scharfgefügten Lavaquadern bekleidet," sagt Dr. Wegeler in seiner Abhandlung „die ehemalige Herrschaft Olbrück". „Ein Zinnenkranz, der auf drei Seiten auf Bogen ruht, krönt die Spitze und ein runder Treppenthurm an der einen Ecke verbindet die zahlreich über einander angebrachten Stockwerke. Die vier Ecken des Thurmes sind abgerundet, seine Höhe beträgt 95 F., die Dicke seiner Mauern 10 Fuss. Er ist unstreitig der älteste Theil der Burg, obgleich die Quaderstein-Bekleidung und die etwas moderne Form der Zinnen und Bogenfriese an eine etwas spätere Zeit denken lässt. Die auf der Westseite des Thurmes in seinem oberen Drittheile befindliche Bresche, denn eine solche möchte doch die grössere Zerstörung der äusseren Bekleidung dieser

Thurmseite zu nennen sein, scheint von einer Kanonade herzurühren, wenn gleich es schwer sein möchte, den Standpunkt der Kanonen zu bestimmen.“

Der übrige Theil der Burg besteht aus den mächtigen Mauertrümmern eines palastähnlichen Gebäudes, dessen Fronte nach Süden gerichtet ist und einer zahlreichen Menge kleinerer Trümmer, Gewölben, Pfeiler und aus einem noch erhaltenen Thore, worauf sich das Wappen der Grafen von Bassenheim befindet. Die Trümmer des Palastes, dessen Bauart an den Rococo-Styl erinnert, zeigen noch sieben Fenster und an zwei Ecken starke und runde Thürme. Derselbe wurde nach der durch die Franzosen am 3. Mai 1689 ausgeführten Zerstörung der Burg neu aufgebaut und bis zum Anfange dieses Jahrhunderts bewohnt. „Das Ganze umgibt eine starke, aus Basaltsäulen construirte Ringmauer, an welche sich südlich das Thorhaus mit einer runden Bastion für Kanonen und auf der Nord- und Ostseite eine zweite Ringmauer, wahrscheinlich die Ställe und den Garten umfassend, in weiterem Umkreise anschloss.“ (Wegeler.) Nach der französischen Occupation der Länder des linken Rheinufers wurde die Burg theilweise abgerissen, um die Steine zu Bauerwohnungen zu verwenden, theils zerfiel sie, sich selbst überlassen, wie alle Bauwerke, und es ist eine niederschlagende Bemerkung, wie schnell solche Werke, die für eine Ewigkeit erbaut zu sein scheinen, ein Raub der Zerstörung werden.

So imposant uns die Burg auch erscheint, von so geringem Gewichte ist ihre historische Bedeutung.

„Hoch auf dem alten Thurme steht
des Helden edler Geist:“

hier aber wird man an keinen Heldengeist erinnert, denn soweit unsere Kenntniss der Geschichte der Burg reicht, hat sie keinen Helden hervorgebracht.

Wann die Burg Olbrück erbaut wurde, davon wird uns keine Kunde. Ueber die Geschichte ihrer ältesten Bewohner hat uns wieder der treffliche Forscher, Geheimerath Dr. Wegeler das Wissenswürdigste mitgetheilt.

Nach ihm und einigen anderen Mittheilungen, namentlich aus Recks Geschichte der fürstlichen und gräflichen Häuser Wied etc. geben wir folgenden kurzen Ueberblick.

Wie Kempenich (s. S. 6) gehört Burg Olbrück bei dem ersten Eintreten in unsere Geschichte dem gräflichen Hause Wied an, das auf der rechten Seite bedeutendere Besitzungen hatte. Der erste Herr von Olbrück, der urkundlich nachgewiesen werden kann und zwar aus der zweiten Stiftungs-Urkunde der Abtei Laach vom Jahr 1112, war Burchardus de Oreburch, wahrscheinlich ein Glied der Herren von Kempenich, deren Stammsitz nur eine Stunde entfernt lag. Seine Linie scheint um 1148 erloschen zu sein. Im Jahre 1190 übertrug Graf Theodorich von Wied seine auf väterlichem Erbe erbaute Burg „Holebuche" (ein früherer Name Olbrücks) sammt ihrem Bereich dem Erzbisthum Köln mit der Bestimmung, dass sie der Graf und seine Gemahlin nach Lehnrecht von den Erzbischöfen zu Köln, und alle erblichen Nachfolger Theodorichs beiderlei Geschlechts, ausgenommen seine Tochter, die Gemahlin Bruno's I. von Isenburg, die in Gegenwart des Erzbischofs Philipp von Köln durch eine Geldsumme von allem Erbrecht auf bewegliches und unbewegliches Gut ausgeschlossen wurde, fest als Allodium besitzen, bei keiner Gelegenheit veräussern, sondern von dem Erzbischof ohne irgend eine Leistung empfangen sollten. Wenn ein Besitzer sich dieses Gutes durch irgend ein Vergehen unwürdig gemacht hätte, so sollte es sein nächster Verwandter ohne Geschlechtsunterschied erhalten. Der Vertrag wurde auf Olbrück abgeschlossen.

Es ist merkwürdig, dass gerade die Söhne dieser mit Geld abgefundenen und die einer zweiten Tochter Theodorichs Besitzer von Olbrück wurden, obgleich dieser Graf fünf Söhne hatte; sie starben aber alle kinderlos, so dass das älteste gräfliche Haus Wied mit ihnen erlosch, um 1243. Um dieselbe Zeit mag auch das nahe verwandte Haus Kempenich sein Ende erreicht haben.

Erben der Grafschaft Wied mit allen ihren Nebenbesitzungen wurden nun die beiden Erbtöchter, wovon die ältere Theodora geheissen haben soll und mit dem Grafen

Bruno I. von Isenburg vermählt war. Die andere Tochter Theodorichs, mit einem Grafen von Eppstein vermählt, wurde Mutter dreier Söhne, von welchen der bekannte Erzbischof Gerhard von Mainz entspross, der erst seinen Vetter, den Grafen Adolph von Nassau, dann den Herzog Albrecht von Oesterreich auf den deutschen Kaiserthron erhob. Die abgelegene Herrschaft Olbrück scheint ihren gräflichen Besitzern nicht gerade bequem gewesen zu sein. Desshalb verkauften die Grafen von Eppstein 1269 ihren Antheil für 660 Mark kölnischer Pfennige und auch Bruno von Isenburg seinen anderen Theil 1271 für eine gleiche Summe. Der glückliche Ankäufer der schönen, jetzt noch unter dem Namen Zissener Ländchen bekannten Herrschaft, war Peter von Eich, ein kleiner Ritter aus dem bei Andernach liegenden Dorfe Eich, von deren wahrscheinlich unbedeutendem Stammhause jetzt kaum noch ein Rest zu erkennen ist. (Nach Wegeler soll die Familie, die als Wappen einen schwarzen Eichbaum im silbernen Felde führte, zu Eich zwei Burgen besessen haben.) Peter von Eich erhielt sie für die nicht bedeutende Summe auf ewige Zeiten pfandweise zu Lehen mit der Berechtigung, sie auch auf seine eheliche Hausfrau und Nachkommen vererben zu können. Es behielten sich jedoch die Verkäufer Oeffnungsrecht für immer und Rückkaufsrecht auf unbestimmte Zeit aus.

Von den neuen Besitzern Olbrücks, den Rittern von Eich, ist indess sehr wenig geschehen, was für die Geschichte des Landes von einiger Bedeutung gewesen wäre. Für die meisten Nachkommen Peters von Eich scheint der Vers Gellerts anwendbar: „Er lebte, nahm ein Weib und starb!“ Ihr gewöhnlicher Taufname war Peter oder Paul. Einige Söhne widmeten sich auch dem geistlichen Stande und erhielten Canonicate in Trier. Die Gebrüder Paul und Peter von Eich wurden 1307 von dem Grafen Johann von Isenburg-Braunsberg noch einmal mit dem von ihm erkauften Antheil an Burg und Herrschaft Olbrück belehnt. Paul, der Dritte dieses Namens, war, wie sein Urgrossvater Peter, auf Erweiterung seiner Besitzungen bedacht und erkaufte von dem Grafen Johann von Spon-

heim 1337 die Ortschaften Obermendig, Volkesfeld, Rennebach und Trimbs für 1200 Pfund Heller. Dieser Ritter Paul stand bei dem Erzbischof Balduin von Trier in grossen Gnaden, der ihn auch 1328, in der bekannten Fehde mit der Gräfin Lauretta von Sponheim-Starkenburg, sowie bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, zum Schiedsrichter erwählte. Paul III. starb vor 1349 und hinterliess drei Söhne, die vor 1377 bereits alle in die Ewigkeit gegangen waren und nur die Tochter des ältesten, Katharina, erbte, auch von ihrer Mutter, einer gebornen Margaretha von Eich, einen sehr bedeutenden Theil des Familien-Eigenthums, das sie 1390 durch Vermählung dem Wilhelm von Orsbeck zubrachte.

Paul III. besass einen Bruder Heinrich, nach welchem ein Theil der Burg die Heinrichsburg genannt wurde, dessen Linie erst gegen 1507 erlosch. Die Besitzungen dieses Zweiges kamen im 15. Jahrhundert an Gothart von Drachenfels durch Vermählung mit Elisabeth, der einzigen Tochter Peters III. von Eich. Endlich war noch ein dritter Zweig dieses Geschlechts vorhanden, Nachkommen Georgs von Eich, welcher 1318 genannt wird. Ein Sohn dieses Georg gehörte in der bekannten Kempenicher Fehde (s. S. 7.) zu denen mit den rothen Aermeln; sein Enkel Peter hinterliess nur drei Töchter. Die jüngste derselben war die oben erwähnte Margaretha, die Gemahlin Friedrichs von Eich, durch welche die Besitzungen zweier Linien wieder vereinigt wurden. Die beiden älteren Töchter, Maria und Elisabeth, heiratheten die beiden Brüder Friedrich und Philipp von Schöneck, wovon der erste schon vor 1393 starb. Der Antheil desselben an den Eichischen Besitzungen kam durch sie an das auf dem vorderen Hunsrücken ansässige Geschlecht derer von Schöneck.

So hatte also Olbrück zum dritten Male seine Besitzer gewechselt und befand sich nun in den Händen derer von Orsbeck, von Drachenfels (1446) und von Schöneck (1453).

Die Grafen von Wied hatten jedoch ihre alten Ansprüche auf Olbrück nie ganz aufgegeben und es wieder-

holen im Laufe der Zeiten sich sowohl Belehnungen als einzelne Verkäufe von Seiten derselben. Endlich erkauften die Grafen von Wied im Jahr 1485 von Clas von Drachenfels den Drachenfelsischen Antheil für 8000 Goldgulden. Der Verkauf wurde jedoch von der ganzen Familie angefochten, weil er ohne deren Einwilligung geschehen war. Besonders erhob Anton, Walpod von Bassenheim, der Sohn Otto's und der Drachenfelsischen Erbtochter Apollonia, bedeutende Klagen, die durch den Erzbischof Johann von Trier als Schiedsrichter zu seinen Gunsten entschieden wurden. Die Streitigkeiten endeten aber damit nicht und machten mehrere der Mitbesitzer, so auch die indess hinzugekommene Familie von Breitbach und von Lanstein, des Besitzes so überdrüssig, dass sie ihre Antheile an die Grafen von Wied verkauften, 1527, und 1539 verkauften auch die von Orsbeck ihren Antheil an Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, der nun den ganzen Wiedischen Besitz dem Erzstift Köln als Lehen auftrug.

Die Walpoden von Bassenheim verfochten aber ihre Ansprüche mit der grössten Ausdauer, nachdem sie sich faktisch in Besitz gesetzt, bis endlich Graf Friedrich von Wied, des Streites müde, am 22. April 1555 die Burg und Herrschaft Olbrück an die drei Söhne Antons von Bassenheim, Johann, Anton und Otto, für 15000 Goldgulden verkaufte, unter der Bedingung, dass die ganze Burg als kölnisches Lehen empfangen und erkannt werde. Auch den Orsbeckischen Theil erwarben sie noch 1561 und erhielten sodann vom Erzstift Köln die Belehnung über das ganze Besitzthum. Die drei Brüder von Bassenheim stifteten die drei Linien von Bassenheim, von Bornheim und von Gudenau; Olbrück aber blieb gemeinschaftlich. Die ältere, später gräfliche, Bassenheimische Linie, übte dafür das Stimmrecht bei dem oberrheinischen Kreise aus.

Die Burg wurde im dreissigjährigen Kriege, im Oktober 1632, von den Schweden unter Baudissin erobert, aber ihnen schon im folgenden Jahre durch spanische und kölnische Truppen unter dem Befehle des Grafen Ernst von Isenburg-Grenzau wieder entrissen. Am 3. Mai 1689 wurde

Olbrück durch Franzosen, auf Befehl des Generals Marquis von Sourdis, in Asche gelegt.

Nachdem im Jahr 1735 die Linie derer von Gudenau im Mannesstamme erloschen war, schritten die beiden übrigen Linien im Jahre 1767 zu einer vollständigen Theilung der Herrschaft. Bassenheim erhielt Oberweiler, Brenk, Galenberg, Fuchshöll (Fusel), (die) Wohlscheidt und Hannebach; Bornheim wurde Nieder- und Ober-Dürrenbach, Rodder, Schelborn, Krummenthal und Buschhof zu Theil. Die Dörfer Ober- und Niederzissen wurden durch eine Linie in zwei Hälften getheilt: Bassenheim erhielt die südliche, Bornheim die nördliche Hälfte. Die Burg wurde ebenfalls getheilt.

Die ganze Herrschaft hiess von jeher das Zissener Ländchen und war durch sein grosses Maass für Flüssigkeiten bekannt. Auch die Burggrafen von Rheineck hatten einen kleinen Antheil an diesem Ländchen.

Durch den Frieden von Lüneville fiel die Herrschaft Olbrück an Frankreich und der Graf Johann Maria Rudolph Walpod von Bassenheim wurde dafür und für andere Verluste durch die in Würtemberg liegende Abtei, später Grafschaft Heggbach, $^3/_{10}$ Q. M., 620 Einwohner, 12000 Gulden Einkünfte, entschädigt. Die jüngere, Bornheimische Linie, blieb ohne Entschädigung.

Werfen wir, ehe wir Abschied nehmen, noch einen Blick auf die weite Ansicht und auf die gewaltigen Trümmer und sehen wir uns noch um, ob zwischen den zerfallenen Mauern nicht jener schwarze Fuchs umher schleicht, in den, nach der Volkssage, ein Burgvogt verwandelt wurde. Der Burgherr war in den Krieg gezogen und hatte die Burg unter der Obhut jenes Vogtes gelassen, der jedoch von seinem sichern Sitze aus die ganze Umgegend raubend und mordend durchzog. Da ergrimmte ein Ritter aus der Nachbarschaft ob dieser Schandthaten, erstieg die Burg und tödtete den Räuber, der nun als schwarzer Fuchs zur nächtlichen Stunde die Burg umkreist.

Wer von Brohl her bis Olbrück das Thal hinauf gewandert ist, dem können wir den Weg nach Kempenich empfehlen, um von da aus das Nettethal hinab zu

gehen. Der Weg dahin beträgt eine Stunde und führt an dem äussersten Hause von Hain vorüber, an dessen Kapelle sich eine sehr schöne Ansicht der Burgruine darstellt. Auch die deutlichen Spuren einer Römerstrasse sind hier sichtbar, die vom Rheine in die Eifel führte. Der Weg nach Kempenich ist von geringem Interesse eben so der weitere Besuch der von Olbrück aufwärts liegenden Thalungen, wenn sich auch gleich einige sehr liebliche Punkte, wie bei der Wohlscheidt, finden lassen. Dagegen ist für den Mineralogen die weitere Umgebung sehr lohnend. G. vom Rath hat mehrere Abhandlungen darüber geliefert und sind namentlich das Nosean-Melanitgestein des Perlenkopfes, der Nosean-Phonolith des Schillkopfes mit vielen granatoedrischen Noseankrystallen und glasigem Feldspath, die augitischen Schlacken mit grossen Glimmerblättern und Apatitnadeln des Schörchens, der Bimssteintuff des Rabenköpfchens, des Stevelskopfes und des Schillköpfchens, beide letztere auch mit Noseangestein, von hohem Interesse. Bei Wohlscheidt finden sich auch Braunkohlen mit deutlichen Pflanzenresten. Wenden wir uns nun wieder dem Brohlthale zu und beginnen unsere Wanderung thalabwärts.

Ober- und Niederzissen sind zwei ansehnliche, wohlhabende und ziemlich gut gebaute Dörfer im Brohlthale. Landesüblich ist jedoch hier der Name Brohlthal und Brohlbach noch nicht, er findet sich nur so in Büchern. Allgemein wird der Bach die Orbach, auch Olbach (Altbach), genannt, eine Bezeichnung, die auf einige Verwandtschaft mit dem Namen Olbrück deutet.

Oberzissen mit 400 Einwohner liegt 705, in Niederzissen das oberste Haus 625, weiter unten am Bache 604, über dem Meere. Auf dem Plateau nördlich von Oberzissen liegt das Rodder Maar, ganz offen und flach, auf Gerölle und plastischem Thon, ein kleiner See von geringer Tiefe. Zahlreiche wilde Pflanzenarten, für die hiesige Gegend Seltenheiten, fanden sich ehemals im Wasser und an dem Ufer. Eine Zeitlang zur Blutegelzucht verwendet, wurde es später trocken gelegt und in Ackerland umgewandelt; gegenwärtig ist es wieder mit Wasser angefüllt. Das

umliegende Land, eine trockene Haide, ist sehr vegetationsarm. Zu Oberzissen mündet der Engeler Bach, an welchem eine kleine Stunde aufwärts das Dörfchen Engeln liegt, am Fusse des Engeler-Kopfes und umgeben von den bereits erwähnten merkwürdigen Bergen Schillkopf, Schilköpfchen und Schörchen, die von hier am leichtesten zu erreichen sind.

In der Nähe von Niederzissen nimmt die Cultur des Bodens bedeutend zu und besonders überraschen uns gut bebaute Weinberge auf den nach Süden gerichteten Abhängen. Die rothe Burgunder Traube liefert hier in mittleren Jahren einen brauchbaren Wein, in guten Jahren ein sehr vortreffliches Produkt —, Heckenwein, wie man den in kleineren Thälern gewonnenen Wein wohl auch nennt.

Niederzissen hat über 900 Einwohner und liegt am Fusse des Bausenberges, (1078) einem der schönsten der rheinischen erloschenen Vulkane. Sein südöstlicher Kraterrand bildet aus der Ferne gesehen, einen langen, geraden, wie an einem Lineal abgeschnittenen Rücken. In der Nähe betrachtet ist es eine scharfe Kante, die nach Norden steil in den Krater abfällt, dessen nordwestliche Wand ganz fehlt. Ungeheure Lavablöcke, zwischen welchen sich eine reiche Vegetation entwickelt hat, bedecken den Abhang und ein von hier ausgehender Lavastrom zieht sich fast eine Stunde lang bis nach Gönnersdorf ins Vinxtthal hinab. Dieser Strom, auf einem Bergrükken zwischen zwei Thälern liegend, liefert den Beweis, dass die tiefere Thalbildung noch nicht eingetreten war, als der Ausbruch stattfand; selbst zu Gönnersdorf endet er noch auf einer ansehnlichen Höhe über der Sohle des Thales. Der ganze Fall des Lavastromes beträgt fast 425 Fuss. Der innere Kraterrand des Bausenberges hat eine Höhe von 79 Fuss, der äussere erhebt sich über das Plateau 246 Fuss; die Höhe des Vulkans über dem Thale von Zissen beträgt 474, über Gönnersdorf 732 Fuss. Ausser der grossartigen Ansicht der mächtigen Lavatrümmer lohnt auch noch eine reizende Aussicht auf die umliegende Gegend das nicht mühsame Ersteigen des Berges. Zu Niederzissen mündet der kleine Wehrer Bach. Verfolgt man den-

selben eine klein Stunde aufwärts, so gelangt man, erst über Wiesenflächen wandelnd, dann durch eine Felsenschlucht in der Grauwacke, in das Becken von Wehr, das eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Becken des eine Stunde entfernten Laacher See's besitzt und nur etwas kleiner ist, sanftere Gehänge hat und keinen offenen Wasserspiegel zeigt, obgleich es an vielen Stellen sehr sumpfig ist. Wehr liegt 933½ Fuss über dem Meere und also 68 Fuss höher als der Wasserspiegel und 241 Fuss höher als der tiefste Punkt des Laacher See's. Der Südwestrand, am Wege nach Rieden, hat eine absolute Höhe von 1518, der Ostrand, am Wege nach Glees, 989 Fuss. Fast der ganze Rand gehört dem Grauwackengebirge an, nur am Südwestrande erheben sich der Meirother und der Mangeleibches Kopf und der Diffelder Stein, eine kleine Gruppe erloschener Vulkane; auf der Ostseite liegt der Dachsbusch mit einem Krater.

Das Dorf Wehr, am Südende des Beckens liegend, hat gegen 800 Einwohner.

Von Wehr gelangt man in einer Stunde nach Rieden (s. S. 9) und in gleicher Zeit nach der Abtei Laach. Auf diesem Wege können wir auch die 1750 Fuss hohe Kuppe des Gänsehalses ersteigen, der ganz aus Tuff besteht und auf dem sich eine der grossartigsten und prachtvollsten Aussichten in diesem ganzen Gebiete eröffnet. Am Ostabhange des Gänsehalses liegt das betriebsame Dorf Bell (s. S. 24) und eine kleine Strecke weiter der glänzende Spiegel des Laacher See's.

Auf der Höhe, östlich von Niederzissen, einige Hundert Schritte nördlich von dem Fusse des Bausenberges, nahe dem Wege, welcher von Zissen nach Waldorf führt, wurde 1847 ein wohlerhaltenes römisches Bad entdeckt. Es war gut ausgetrasst, 9 Fuss lang, 6 F. breit, 4½ F. tief, den Vollbädern unserer jetzigen Kaltwasserheilanstalten ähnlich. Als das Bad aufgegraben wurde, fanden sich noch Bleiröhren für Zu- und Abfluss des Wassers; ein Treppchen führte hinab. Neben dem Bade befand sich ein mit Ziegeln belegter Stubenboden mit darunter liegenden Heizungsröhren. Römische Aschenurnen, auch Holz-

kohlen wurden darin gefunden. Ueberhaupt findet man auf diesem Plateau noch vieles alte Mauerwerk, das wohl an eine grössere römische Niederlassung erinnert.

Wer von Zissen auf dem nächsten Wege nach Brohl an den Rhein gehen will, der verfolgt nicht das Thal, sondern steigt gleich südlich den Berg hinan und erreicht in anderthalb Stunden, durch das Thal sind es zwei, über Ober- und Niederlützingen, zwei sehr schön gelegene Dörfer, sein Ziel. An diesem Wege, der Feld und Wald durchstreicht, geht man an den beiden erloschenen Vulkanen, dem Herchenberg, 1020′ und dem Leilenkopf, 900′, unmittelbar über dem Brohlthale, vorüber. Am Fusse des Herchenberges, dessen Spitze eine prachtvolle Aussicht darbietet und mehrere in die Lava eingebrochene Grotten enthält, liegt Burgbrohl. Auf der westlichen Seite des Herchenberges findet sich ein verlassener Steinbruch auf Nephelinlava, dem Mendiger Stein sehr ähnlich, in dessen Bruchflächen kleine, aber sehr schöne Krystalle von Nephelin und Melilith vorkommen. Der Leilenkopf ist ebenfalls ein höchst interessanter Krater, dessen Lava fast ganz aus gebrannten Thonschieferstücken und zusammengebackenen Rapilli besteht, die so fest sind, dass sie als Baustein gebraucht wird; grosse Glimmerblätter, unzählige Arragonitnadeln und etwas edler Feldspath finden sich in denselben. In der Nähe von Niederlützingen erhebt sich der Steinkopf, ein Basaltkegel mit einem schönen Lager von Basaltsäulen, woran man das Zerfallen in plastischen Thon leicht erkennen kann.

Folgen wir dem Laufe des Baches, so erreichen wir, nachdem wir die kleinen Dörfer Ober- und Niederweiler durchschritten, in einer kleinen Stunde Burgbrohl, ein ansehnliches Dorf von mehr als 400 Einwohnern mit einem, in neuerem Style erbauten Schlosse auf der Westseite. Das Dorf, 1½ Stunden vom Rheine entfernt, ist der Hauptort einer gleichnamigen Bürgermeisterei des Kreises Mayen. Römische Ueberreste reste sind hier aufgefunden worden und deuten auf einen sehr frühen Ursprung des Dorfes.

Auf der kleinen Anhöhe stand die ehemalige Brohl-

burg, der Sitz eines alten Rittergeschlechtes.*) „An die Stelle dieser Burg ist im vorigen Jahrhundert ein jetzt noch wohlerhaltenes, indess nur zur Hälfte vollendetes Burghaus getreten, welches durch seine malerische Lage eine Zierde der höchst romantischen Umgegend bildet. Von dem sehr alten Geschlecht der Herren von Brol geschieht zuerst in der Urkunde des Pfalzgrafen Heinrich über die Stiftung der Abtei Laach vom Jahr 1093 Erwähnung, indem dort Volcoldus de Brule unter den Zeugen genannt wird. Er und sein Sohn Warnerus erscheinen auch in der zweiten Stiftungsurkunde dieser Abtei, welche Pfalzgraf Siegfried 1112 ausstellte. Volmarus de Brule wird in Urkunden vom J. 1210 und 1230 genannt. Bei Günther (Codex diplomaticus Rheno-mosellanus) findet sich auch sein Wappen, 14 rothe Kugeln auf goldenem Felde abgebildet, vergessen ist aber der Helmschmuck, ein langgestreckter, langgeohrter Eselskopf. Johannes de Brule, miles, war im Jahr 1264 zugegen, als Dietrich, Herr von Sonnenburg und Ritter Otto von Treis als Schiedsrichter zwischen Thomas und Otto von Elz und dem Stifte zu Carden entschieden.“ (Wegeler). Doch genug von diesem Geschlechte, von welchem wir auch keine Handlung von allgemeinerem Interesse aufbewahrt finden und das mit Diedrich von Brol 1447 erlosch. Wir bemerken nur noch, dass im Jahr 1339 Konrad, Konrads Sohn und Konrad, Syvarts Sohn, Herren zu Brol, ihr Haus zu Brol, Thurm, Pforte, Vorburg mit dem Gerichte im Thal und um die Burg dem Markgrafen Wilhelm von Jülich zu Lehen auftrugen.

Der vorhin genannte Konrad von Brol, Syvarts Sohn, war der Vater von zwei Söhnen und drei Töchtern geworden, und der dritte Sohn desselben, Diederich, wurde der Vater zweier Söhne, Konrad und Diederich, von welchen der letztere nur eine Tochter Elsa besass, die er im

*) Der Geh. Rath Dr. Wegeler hat auch über dieses Geschlecht und dessen Erbfolger genaue Untersuchungen angestellt und dieselben in einer Abhandlung »die ehemalige Herrschaft Burgbrohl« in dem 20. Heft des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande publicirt.

J. 1428 mit dem reichen Wilhelm von Vlatten, Herrn zu Drimborn und Heimbach, vermählte; die Ehe blieb kinderlos und Elsa von Vlatten starb 1486. Durch ein Testament theilte sie die Herrschaft in drei gleiche Theile, die den nächsten verwandten Stämmen Winneburg, Braunsberg und Elz zufielen. Im Jahr 1486 wurden die Erben Diederich von Braunsberg, Paul Boos von Waldeck, Kuno von Winneburg, Johann und Ulrich von Elz und Georg von der Leyen, vom Herzog Wilhelm von Jülich mit dem Schlosse Brol und Zubehör belehnt. Unter ihnen hatte aber Elsa von Vlatten schon im J. 1460, mit Genehmigung des Lehnsherrn Herzogs Gerhard von Jülich, die Burg Brol dem Diederich von Braunsberg übertragen. Es war dieser Ritter der Enkel der zweiten Tochter jenes Konrad, der wie schon erwähnt, drei Töchter hinterlassen hatte und die mit Eberhard von Braunsberg, einem Burgmann der Wiedischen Burg Braunsberg, vermählt war. Die älteste Tochter, Lucardis, war die Gemahlin Gerlachs von Winneburg und die jüngste Tochter Demuth, war mit Peter von Elz vermählt, dessen Sohn Richard von Elz einen Sohn Johann und zwei Töchter Demuth, Gemahlin Pauls Boos von Waldeck und Margaretha, vermählt mit Johann von der Leyen, hinterlassen, denen nun wieder ein Drittel des Drittels der Herrschaft zufiel.

Nach mannichfachen Verhandlungen gelang es der Familie von Braunsberg, die auch sonst vielfach begütert war, sich in dem Besitz der Burg zu erhalten, die übrigen Theile der Herrschaft wieder grösstentheils an sich zu bringen und von dem Lehensherrn, dem Herzog von Jülich, damit belehnt zu werden. Die Familie starb 1625 mit Diederich von Braunsberg im Mannsstamme aus und seine einzige Schwester Anna Elisabeth, vermählt mit Kaspar von Bourscheid, Herrn zu Büllesheim, erhielt die Herrschaft zu Lehen.

Am 6. März 1836 erlosch mit Johann Ludwig von Bourscheid-Burgbrohl, baierischem Obrist, geb. 1763, auch dieses Geschlecht und da zahlreiche Erben vorhanden waren, wurde das ganze Besitzthum an den Rentner Fr. Weckbecker zu Münster-Maifeld für die Summe von c. 150000 Thaler verkauft, der in den folgenden Jahren die Ländereien

parzellenweise veräusserte. Das Schloss kam zuerst in den Besitz des k. preuss. Majors Herrn Decker und von diesem an Herrn Ewich (st. 1863) aus Elberfeld, während die prachtvollen Oeconomiegebäude zersplittert, jetzt zu zahlreichen bäuerlichen Wohnungen dienen.

Eine kleine halbe Stunde südwestlich von Burgbrohl liegt auf dem Plateau die alte Propstei Buchholz, ehemals der Abtei Gladbach angehörend. Sie besass in der Nähe einen Weinberg von 24 Morgen, welcher ein Jahrtausend hindurch die Keller der Gladbacher Abtei mit einem dem Bordeaux ähnlichen köstlichen Wein füllte. Die Propstei wird jetzt von sechs ackerbautreibenden Familien bewohnt; die Kirche, deren Thurm und Chor abgerissen sind, wird als Scheune benutzt.

Am unteren Ende von Burgbrohl fällt über ein Lager von basaltischem Gestein, der Gleeser Bach in die Brohl, der von dem eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe Glees herkommt und ein enges Thal durchfliesst. Dieses kleine Dorf liegt 757′ über dem Meere, in der Nähe einer kleinen kesselförmigen Einsenkung, die in ihrem sumpfigen Boden ein stark eisenhaltiges Wasser besitzt. Die Südostseite des Thales ist durch die Mauerlei, einem mächtigen Lavastrome begrenzt, welcher von dem Krater des Veitskopfes herabkömmt. Dieser Lavastrom ist über eine Viertelstunde lang und steht als eine zwanzig und mehr Fuss hohe senkrechte Mauer auf dem Thalgehänge; am Fusse desselben liegt Tuff. Diese Felsmasse gewährt eine sehr merkwürdige Ansicht und bildet oft wilde Parthieen; Wald und Gebüsch bedecken das Gehänge.

Eine kleine Strecke unterhalb Burgbrohl liegt am Fehlenborn die Fabrik der Gebrüder Rhodius, wo das der Erde überaus häufig entströmende kohlensaure Gas zur Fabrikation des Bleiweisses benutzt wird.*) Bei der vor

*) Das Bleiweiss wird nach der französischen Methode bereitet. Man stellt durch Kochen der Bleiglätte mit verdünnter Essigsäure eine Lösung von basisch essigsaurem Bleioxyd dar und zersetzt dieselbe durch die dem Boden entströmende Kohlensäure, indem man sie in Form eines Regens herunter fallen lässt.

c. 30 Jahren stattgefundenen Gründung der Fabrik fand man unter der Erde dicht neben der Quelle einen Altar, auf welchem mehrere römische Kupfermünzen lagen; wahrscheinlich Opfergaben. Die ganze Gegend ist sehr reich an Mineralquellen, von welchen G. Bischof in mehreren seiner Werke und in Zeitschriften berichtet und von welchen H. Bronn in seinem Handbuche einer Geschichte der Natur, B. 1. S. 184, auszüglich Folgendes mittheilt: „Zu den interessantesten der bildenden Quellen gehören die kohlensaures Eisenoxydul haltigen Sauerquellen des Brohlthales, welche nach G. Bischofs Untersuchungen gegen 0,0001 des genannten Stoffes aufgelöst besitzen und wenigstens die Hälfte des Wassers für den Brohlbach liefern, welcher täglich 89,856,000 Pfund Wasser und damit denn auch täglich 4367, jährlich 1,593,955 Pfund und in einem Jahrtausend 1,593,955,000 Pfund Eisenoxyd absetzt, oder wenn man 1 Kubikfuss Brauneisenstein = 64×4 Pfund setzt, = 6,226,386 Kubikfuss Eisenoxyd fördert und in der genannten Zeit eine eben so viele Quadratfusse (d. i. 1/8 Quadratmeile) haltende Fläche 1 Fuss hoch damit bedecken würde, — wie eine der dortigen Quellen, welche täglich 74,048 Pfund Wasser liefert, auf dieselbe Weise eine 2 Zoll breite Gangspalte von 2,566 F. Länge und Tiefe binnen 1000 Jahren ausfüllen könnte. In der That haben die Quellen der genannten Gegend grosse, einige Fuss mächtige, lagerartige Massen von kohlensaurem Eisenoxydul oder Eisenspath und darüber von Brauneisenstein oder Eisenoxydhydrat, welches durch spätere Einwirkung der Luft auf den oberen Theil des anfänglich abgesetzten Eisenspathes gebildet worden, an der Erdoberfläche abgesetzt, so dass diese Erze bergmännisch gewonnen werden können, während ein anderer Theil derselben eine Menge weit erstreckter Klüfte im Trasse, im Basalte, in Grauwacke u. s. w. ausgefüllt und so Brauneisensteingänge in allen diesen Gesteinen gebildet hat.“

Bei Burgbrohl beginnt die mächtige Tuffsteinablagerung, welche in dem unteren Theile des Gleeser Thales in geringer Mächtigkeit beginnend, das ganze untere Brohl-

thal bis zu einer Höhe von mehr als 100 Fuss ausgefüllt hat und mit dem Ausgange des Thales am Rheine endet. Der Tuffstein ist das Produkt vulkanischer Thätigkeit und wie noch jetzt in vielen Gegenden der Erde, namentlich in Java, aus Vulkanen heisse Schlammausbrüche stattfinden, die oft weithin ganze Gegenden bedecken, so ist es auch am Rheine der Fall gewesen (s. S. 9 u. 37). Ein mächtiger Schlammstrom ergoss sich aus einem bis jetzt noch nicht ermittelten Vulkane in das Brohlthal, ein anderer von der Südostseite des Laacher See's nach Pleidt hinab und westlich von Laach, bei Bell, Rieden, Weibern, haben Tuffsteinbildungen stattgefunden, die zu Bergen, wie der Gänsehals, von 1750 F. Höhe anstiegen. Die Hauptmasse des Tuffsteins ist ein fein zerriebener und wieder verbundener Bimssteinstaub, der eine Menge grösserer, deutlich erkennbarer Bimssteinstücke, oft aber auch Lavabrocken und Thonschieferfragmente fest einschliesst. Jener Bimssteinstaub, damit auch vulkanische Asche, fällt entweder in schon angesammeltes Wasser, oder die über dem Krater, oft als mächtige Wolken schwebenden Wasserdämpfe schlagen sich als vulkanischer Regen nieder und bilden mit der Asche und dem Bimsstein eine heisse breiigte Masse; es können jedoch auch Wasser und Asche schon vor der Eruption sich zu einem Breie verbunden haben. Diese Masse wälzte sich nun in die Thäler herab oder wurde bei geringerer Flüssigkeit in die Höhe gehoben und durch den Druck ihrer eigenen Schwere und die lange Dauer der Zeit, in welcher sie wirkte, wurde die Festigkeit des Gesteins veranlasst, die übrigens von keiner grossen Bedeutung ist. Es scheint jedoch, als sei die vorhandene Tuffsteinmasse nicht gleichzeitigen und gleichen Ursprungs. Verschiedene Ergüsse scheinen übereinander zu liegen und dann möchten auch manche Tuffvorkommen später aus den ungeheuren Massen von Bimsstein entstanden sein, die durch atmosphärische Niederschläge oder durch andere Strömungen in die Thäler hinabgeführt wurden.

„Der Tuffstein des Brohlthals und die Gegend vom Laacher See überhaupt, sagt der gründliche Kenner der dortigen Verhältnisse, der Geheime Rath Professor Nög-

gerath, ist ein vulkanischer Tuff, ähnlich der italienischen Pozzolana (und namentlich dem Bimssteintuff, unter welchem Herculanum begraben wurde), ganz besonders aber, dem nur meist weniger festen Tuff von Pausilippo."

Der in das Brohlthal eingedrungene Schlammstrom zerstörte die ganze auf der Sohle und an den unteren Abhängen vorhandene Vegetation; mächtige Baumstämme werden gefunden, theils ganz aufrecht, theils in der Richtung des Stromes, thalabwärts niedergebeugt. Sie gehören ganz unserer gegenwärtigen Vegetationsperiode an; vorherrschend Kiefern, Eichen und Erlen, von beiden letzteren Baumarten finden sich auch noch reichliche Blätterreste. Die Pflanzenreste zu Pleidt scheinen einer früheren Periode anzugehören. Die nicht zu dicken Stämme mit ihren Aesten sind in Kohle umgewandelt. Es ist aber nicht denkbar, dass der Schlammstrom so heiss war, um diese Verkohlung zu bewirken, viel eher kann das von aller atmosphärischen Einwirkung geschützte Holz durch Zersetzung in diesen Zustand gekommen sein.

Schon die Römer haben diesen Tuffstein auf mancherlei Weise benutzt, namentlich als Baustein, so wie zu Altären, Votivsteinen, an Heerstrassen u. s. w. Fertige und halbfertige Altäre mit römischen Inschriften wurden in verlassenen Steinbrüchen aufgefunden. Im Mittelalter wurde der leicht bearbeitbare Tuffstein als Baumaterial benutzt und viele rheinische Kirchen, wie die zu Andernach und Sinzig, wurden aus reinem Tuffstein erbaut; es geschah dies auch noch in neuerer Zeit: die prächtige Apollinariuskirche zu Remagen, die der für Kunst und Wissenschaft leider zu früh verstorbene Graf von Fürstenberg-Stammheim erbauen liess, besteht aus diesem Tuff.

Erst in späterer Zeit hat man ihn zu wasserdichtem Mörtel benutzen gelernt und als solcher ist er von unersetzbarem Werthe. Bausteine kann man weit leichter haben. Zu diesem Zwecke wird der Tuff zu Pulver gemahlen oder gestampft, was in vielen Mühlen im Thale geschieht, und dieses Pulver, Trass, aus dem Holländischen Tyras (Kitt), wird gewöhnlich zu zwei Theilen mit einem Theile gelöschten Kalkes allmählig durch Umrühren ver-

bunden, wodurch ein Mörtel entsteht, der im Wasser fest und hart wird und keine Feuchtigkeit durchlässt. Zu diesem Zwecke wird er, namentlich in Holland, in grösster Menge angewendet.

Aber nicht aller Tuffstein kann zu Mörtel benutzt werden. Es finden sich verschiedene Lagen vor und unter diesen ist gewöhnlich die untere die brauchbarste. Zu oberst liegt der sogenannte wilde Tuffstein in geringer, aber auch bis zu 100 Fuss Mächtigkeit; er ist schmutzig-gelblich oder gräulich, weich und leicht zerreibbar und wenig oder gar nicht porös. Unmittelbar unter diesem liegt der eigentliche Tuffstein, der wieder in zwei Abtheilungen vorkommt. Oben liegt der gelbe Tuffstein, von schmutziggrauer, getrocknet von weisslich-grauer Farbe, mit rauher Bruchfläche und scharfen Kanten. Bei vieler Porosität enthält er häufig grössere oder kleinere Stücke Bimsstein, seltener Stückchen von Lava, Basalt, Grauwacke, Quarz, auch Hauyn, Augit, Magneteisen und Blättchen von braunem Glimmer. Er lässt sich wohl noch mit der Axt behauen und wurde früher zu grossen Bauten verwendet. Unter dem gelben liegt endlich der blaue Tuffstein, in trockenem Zustande bläulich-grau und von bedeutenderer Härte als der gelbe. Er kann in einer Mächtigkeit von 5—20 Fuss vorkommen und nur er wird zu Wasserbauten verwendet. Die verkohlten Baumstämme und Blätterabdrücke finden sich natürlich vorherrschend in ihm.

Sehr bedeutend ist die Thätigkeit der Bewohner des Thales in der Ausbeutung dieses wichtigen Produktes und überall sieht man die Thalgehänge von Steinbrüchen umgeformt, die oft die mannichfaltigsten und groteskesten Ansichten bilden. Auf der gut gebauten Landstrasse werden die Tuffsteine in zahlreichen Karren abgefahren und aus den Trassmühlen erschallt das monotone Geräusch der Stampfen, mit welchem sich das sanfte Rieseln des Baches zu einer eigenthümlichen Melodie verbindet.

Bis zu einer Viertelstunde unterhalb Burgbrohl hat das Thal eine östliche Richtung, dann wendet es sich an der scharfen Ecke des Kirchberges plötzlich nordöstlich und hier beginnt der interessanteste Theil desselben, den



man gewöhnlich auch das Tönnissteiner Thal nennt. Denn unmittelbar an der Biegung liegt in einer von rechts eintretenden Thalschlucht

Tönnisstein (St. Antoniusstein), aus den Ruinen eines churfürstlish-kölnischen Schlosses, den Brunnen- und einigen Wirthschaftsgebäuden und einer Mühle bestehend. Etwas weiter aufwärts liegt eine Klosterruine auf einer mächtigen, senkrecht abgegrabenen Tuffsteinwand. Das Ganze bildet, dicht von schroffen Bergabhängen umgeben, ein sehr überraschendes und ansprechendes Landschaftsbild. Besonders merkwürdig ist aber hier der vortreffliche Säuerling, der in neuerer Zeit zu einer sehr wohl eingerichteten Kuranstalt benutzt wird.

„Als ein noch gegenwärtig thätiger Akt der vulkanischen Thätigkeit erscheinen die vielen Sauerquellen, die in der ganzen vulkanischen Eifel, hauptsächlich aber in den Umgebungen des Laacher See's so häufig vorkommen. Auf der rechten Rheinseite ist nur eice Sauerquelle bei Ehrenbreitstein*) selbst bekannt und auch in dem Bohrloche an der alten Emser Strasse sind kohlensäurehaltige Wasser erbohrt worden. Dagegen ist die Zahl derselben in dem Brohlthale sehr gross, namentlich bei und unterhalb Burgbrohl. Bekannt ist ausserdem vor allen der Tönnissteiner Mineralbrunnen und der Heilbrunn in dem Seitenthale bei Kell. Weiter aufwärts in diesem Thale, bei Ponter Mühle und Krazer Hof, findet ebenfalls starke Entwickelung von Kohlensäure statt, desgleichen im Ettringer Thale von Cottenheim nach Obermendig; die stärkste von allen aber ist in dem Becken von Wehr, an dem nördlichen Ende desselben. Alle diese Sauerquellen setzen kohlensaures Eisen ab, welches sich bald in Eisenocker verwandelt, wo stärkere Sedimente Statt finden, in den unteren Schichten aber als ein weisser Schlamm vorkommt, der an die Luft gebracht, bald eine grüne und braune Färbung annimmt." (v. Oeynhausen Erläuterungen zu der geognostisch-geographischen Karte der Umgegend des Laacher See's. Berlin. 1847.) Ueber den Ursprung dieser

*) Aber auch zu Oberlahnstein, zu Montabaur u. a. O. des rechten Rheinufers finden sich eisenhaltige Säuerlinge.

Säuerlinge sind die Ansichten verschieden. Oeynhausen, der genaue Kenner der rheinischen Vulkane, sagt a. a. O. „Ohne Ausnahme treten die Sauerquellen nur aus dem Schiefergebirge zu Tage, keine der vulkanischen Gebirgsmassen gibt einer Sauerquelle Ursprung; wo Sauerquellen auftreten, da ist die Gegenwart des Schiefers nahe unter Tage mit Sicherheit zu erwarten. Die Sauerquellen werden gebildet, indem die in den Klüften des Schiefergebirges emporsteigende Kohlensäure sich mit dem Wasser der Quellen vereinigt; diese Vereinigung geschieht in oberen Teufen, denn keine Sauerquelle zeichnet sich durch bedeutend höhere Temperatur aus und steht meist in gleicher Höhe mit der der süssen Quellen und der mittleren Temperatur des Landes. Die Quellen geben durch ihr Aufsprudeln die Entwickelung der Kohlensäure zu erkennen."

G. Bischof, der berühmte Chemiker und Geologe, ist ganz anderer Ansicht. Er hat in seinen verschiedenen Schriften nachgewiesen, wie das auf seinem unterirdischen Wege mit Kohlensäure geschwängerte Wasser vermittelst Zersetzung und Auflösung aus dem vulkanischen Gestein die in unsern Quellen vorkommenden Bestandtheile, namentlich die alkalischen und das Eisen (woran auch unsere Laven so reich sind) aufnehme; dabei könnten jedoch Glaubersalz und Kochsalz auch aus dem Thonschiefer herstammen.

Gerade das häufige Auftreten dieser Säuerlinge in den vulkanischen Parthieen am Rheine wie in der Eifel, und dass diese Quellen eine Menge von Bestandtheilen besitzen, die auch in den Laven enthalten sind, macht deren Ursprung in der Vulkanität um so wahrscheinlicher.

Der Tönnissteiner Brunnen schon seit drei Jahrhunderten, seit 1556, in der medicinischen Welt bekannt, zeichnet sich durch sehr vorzügliche Eigenschaften aus, und ist ein überaus liebliches und klares Wasser. In 16 Unzen Wasser enthält es 0,46 Gran kohlensaures Eisenoxydul und hat sich gegen Hämorrhoiden, Bleichsucht, Hysterie, Stein- und Grieskrankheit sehr erfolgreich gezeigt. Mit Wein und Zucker gemischt giebt es einen sehr erfrischenden, stark aufbrausenden Trank.

Von mehreren Churfürsten von Köln wurde Tönnisstein mit grosser Vorliebe behandelt. Max Joseph von Köln soll schon 1666 ein Schloss hier haben erbauen lassen und einer der letzten Churfürsten, Clemens Joseph, hatte den ernstlichen Plan zur Errichtung eines Schlosses gemacht, als ihn der Tod i. J. 1761 hinweg rief. Nur das Ballhaus, jetzt eine Ruine auf dem ersten Vorsprunge in dem Thale, das Brunnengebäude und die Kapelle wurden vollendet. Die Kapelle, ein sehr zierliches Gebäude, ist spurlos verschwunden. Der Brunnen entspringt in einem vertieft liegenden viereckigen Hofe, der mit Steinplatten belegt und von Futtermauern gestützt ist. Auf einigen Stufen steigt man an das Bassin hinab, das vier Fuss lang, drei Fuss breit und sieben Fuss tief ist. Es hält ungefähr neun Ohmen und kann sich in kaum zwei Stunden wieder anfüllen. Die Quelle ist von einem Kuppeldach überwölbt, das nach vorne auf vier toskanischen Säulen, nach hinten auf einer Mauer ruht und in seiner Decke noch die Reste einer italienischen Fresco-Malerei, Thetis auf einem mit Delphinen bespannten Wagen, zeigt. Das Marmorbassin hat ringsum die Buchstaben: I. C. C. Z. C. H. I. B. Anno 1700 (Joseph Clemens, Churfürst zu Cöln, Herzog in Baiern). Dem Brunnen gegenüber liegt die Trinkhalle.

Der Tönnissteiner und der nachher zu erwähnende Heilbrunnen sind aber nicht die einzigen Quellen von so vorzüglicher Wirksamkeit und bedeutendem Gehalte an wirksamen Stoffen; auch zu Burgbrohl befinden sich unter Anderen der Gemeinde- und der Schlossbrunnen, die alle Beachtung verdienen. Der erstere enthält in 16 Unzen Wasser 0,92 Gran kohlensaures Eisen, 2 Gran kohlensaures Natron, 0,23 Gr. schwefelsaures Natron, 0,15 Gr. Chlornatrium, 3,60 Gr. kohlensauren Kalk und 3,37 Gr. kohlensaure Magnesia. Der Schlossbrunnen soll noch reichhaltiger an Eisen und Kohlensäure sein, entwickelt auf seiner Oberfläche aus einem Quadratfuss in 1½ Minuten eine halbe Ohm Kohlensäure und fliesst ungemein reichlich, so dass das Wasser im Bassin fortwährend im Sieden zu sein scheint. *)

*) In den Abzugscanälen sämmtlicher Quellen setzt sich ein

Es ist daher sehr zu bedauern, dass das Unternehmen des tüchtigen Arztes, Hrn. Dr. Ewich, alle diese wichtigen Quellen zu einem vollständigen Curorte zu vereinigen, keinen Erfolg gehabt hat.

Möge der Gesellschaft, welche in den letzten Jahren sehr ernstliche Anstalten getroffen hat, um Tönnisstein zu einem Curorte zu erheben, auch zum Heile der leidenden Menschheit, dieses Unternehmen recht bald gelingen!

„Von dem Ursprung des Klosters Tönnisstein, Karmeliten-Ordens, berichtet die Sage, es seien die Hirten des nahen Dorfes Kell, *) wenn sie mit ihrem Vieh die Büsche und Triften des Thales begingen, nicht selten Zeugen geworden einer Erneuerung jenes Wunders, welches Moses schaute, da er die Schafe Jethros, seines Schwähers, des Priesters in Madian, hütete. Sie, die Hirten, auch andere Einwohner des Dorfes, sahen eine Feuerflamme hervorgehen aus der Mitte des Dorngebüsches, sahen, dass der Dornstrauch brenne und nicht verzehrt werde. Der Schrecken um die meist in der Nacht vorkommende Erscheinung hielt sie lange in der Entfernung, doch fand sich endlich Einer aus ihrer Mitte, der beherzter denn die Anderen alle, sprach, ich gehe und werde schauen, und in solch mannhafter Entschliessung näher tretend, das heute noch in der Klosterkirche aufbewahrte Standbild der schmerzhaften Mutter, wie sie den verblichenen Sohn auf dem Schoosse hält, und vor ihr den heiligen Einsiedler Antonius kniefällig und in der Haltung eines Bittenden fand. Er verkündigte, was seine Augen gesehen, und jetzt eilten Alle zur Stelle, wo geraume Zeit das Erstaunen, die Andacht sie festhielten. Dann wurde in Erwägung gezogen, wohin das Standbild zu bringen, und einmüthig beschlossen, demselben in der Pfarrkirche zu Kell, welche dem heil. Lubentius geweihet, einen seiner würdigen Standort anzuweisen. Also ist zur Stunde geschehen, aber schon am anderen Tage war das Bild aus der Kirche

braunrother Eisenocker ab, der nach Ehrenberg fast ganz aus einer Art von Infusorien, der Gallionella ferruginea besteht.

*) Kell, ein Kirchdorf auf der Höhe südlich über Tönnisstein.

entschwunden, zurückgekehrt, von keinem getragen, in den schattigen Hain. Das hat sich mehrmals, so oft die Keller vermeinten, das Heiligthum in ihre Kirche gebracht zu haben, wiederholt, daher man endlich eingesehen, dass die schmerzhafte Mutter lediglich in jener Waldeinsamkeit verehrt zu werden begehre. Hierauf wurde ihr zu Ehren, den hh. Antonius und Wendelinus zum Gedächtniss, i. J. 1390 auf der Höhe eine Capelle erbaut, welche von des Trierischen Erzbischofs Werner Weihbischof Hubert, consecrirt, dem Pastor zu Kell, Wigand von Mudersbach, anvertraut wurde. Einige Jahre hindurch hat dieser den Dienst an der Kapelle versehen, indem aber mehrere in verschiedenen Krankheiten die erbetene Genesung fanden, so hat sich im Gefolge dieser wunderbaren Heilungen ein solcher Zulauf von Presshaften ergeben, dass der Pastor allein dem Andrange nicht mehr genügen konnte. Er legte sich einen Gehülfen bei, einen Karmeliter-Layenbruder, der das Küsteramt bekleidend, die Fremden empfange, Alles dasjenige, so einem Messner zukommend, verrichte. Dem haben die Besitzer die anstossenden Wiesen und Wälder zur Benutzung überlassen, und ganz unvermerkt eignete sich der bis dahin öde Berg zur ständigen Wohnung für eine kleine Gesellschaft, welche daselbst einzuführen der Karmeliter-Provinzial, P. Mathias von Aachen, durch die Erzbischöfe von Trier und Köln ermächtigt wurde. Er nahm für den Orden Besitz von der Kapelle i. J. 1465, und hat an deren Stelle eine Kirche und daneben ein Kloster zu setzen, dem P. Mathias Emich die Freigebigkeit der Frommen, die Mittel gereicht. Den Bau konnte jedoch erst Emichs Nachfolger in dem Amte eines Priors, P. Johannes Wenck, vollenden, 1494.“ (S. Rheinischer Antiquarius von Chr. v. Stramberg V. Band. S. 346—348. Coblenz bei Hergt 1858.)

So vereinigt sich Sage und Geschichte und die Gründung vieler Klöster hat wohl einen mehr oder minder ähnlichen Ursprung. Das Kloster kam nun in Aufnahme; von den umwohnenden adeligen Geschlechtern, besonders aber von den Erzbischöfen von Köln, erhielt es reiche Schenkungen und im Jahr 1797 gewährte das Klo-

stervermögen eine jährliche Einnahme auf 8937 Gulden, 19 Albus 6 Denare. Am 5. Februar 1802 wurde es durch die Franzosen aufgehoben.

Eine halbe Stunde westlich von Tönnisstein liegt das ansehnliche Dorf Wassenach am Wege nach dem Laacher See, der nur eine Viertelstunde davon entfernt ist. In dem Dorfe befindet sich das alte Burghaus des Rittergeschlechts der Kolbe von Wassenach, jetzt zu einem empfehlenswerthen Gasthause eingerichtet.

Wenn man von Tönnisstein auf der rechten Seite des Thales einen Pfad etwas bergan steigt, so gelangt man auf den sogenannten Fürstenweg, den der Churfürst Clemens Joseph anlegen liess, um mit Tönnisstein den nahegelegenen

Heilbrunnen zu verbinden. Der Weg führt durch den Wald, lässt aber auf der Seite des Brohlthales so viele Punkte frei, dass man fortwährend überrascht von den mannichfaltigen landschaftlichen Scenerien Zeit und Weg ganz vergisst. Namentlich die Ansicht thalaufwärts bis zum Kegel des Olbrücks, oder der Blick hinab in das Thal auf die grotesken Formen der Tuffsteinbrüche sind höchst überraschend. Allmählig geht der Weg wieder in das Thal hinab, eine kleine Brücke führt über den Ponterbach und man steht an dem tiefen Bassin des Heilbrunnens (oder Helpert, wie er in der Volkssprache heisst). Das Mineralwasser dieser Quelle ist eines der vortrefflichsten und soll in seinen Eigenschaften und Wirkungen die grösste Aehnlichkeit mit den besten und am häufigsten besuchten Gesundbrunnen und Bädern Europa's besitzen. Nach Dr. Fr. Mohr beträgt in 10,000 Theilen Heilbrunner Wassers die Menge der kohlensauren Magnesia 11,640, jene des kohlensauren Kalkes 3,0140 und die des kohlensauren Eisenoxyduls 1,027. Auch kohlensaures und schwefelsaures Natron und Chlornatrium befinden sich nach G. Bischof in dieser vortrefflichen Heilquelle. Wenn das Wasser eine kurze Zeit steht, so wird es milchig.

Johann Günther von Andernach nennt in einem Werke von 1487 die Quelle eine fons excellentissima. Auch Harless, Bischof, Wegeler, Ewich u. A. haben darüber ge-

schrieben. Leider aber hat sie keine Einrichtungen zur Kur und wird desshalb fast nur von den Bewohnern der Umgegend als Getränk benutzt.

Geh.-Rath G. Bischof drückt sich über den Heilbrunnen in folgender Weise aus: „Als ich vor einem Viertel-Jahrhundert anfing, die ungemein zahlreichen Mineralquellen in den Umgebungen des Laacher See's chemisch und physikalisch zu untersuchen, wurde meine Aufmerksamkeit ganz besonders auf das Heilbrunner Wasser gerichtet. Ich fand in demselben nicht nur den an fixen Bestandtheilen und an Kohlensäure reichsten Säuerling in dem grossen Mineralquellen-Gebiete dieser Gegend, der Eifel und des Taunus, sondern in ihm, nächst Bilin in Böhmen und Vichy in der Auvergne, überhaupt den an Bestandtheilen reichsten Säuerling Deutschlands und Frankreichs. Es sind besonders die kohlensauren Alkalien und die kohlensaure Magnesia, welche im Heilbrunner Säuerling, so wie in den eben genannten Mineralquellen dominiren. Der bedeutende Gehalt an Kochsalz verhüllt den Geschmack des kohlensauren Eisens, der kohlensauren Alkalien und des schwefelsauren Natrons, welches zwar in untergeordneter, aber doch wirksamer Menge vorhanden ist, und macht es dadurch auch dem Gaumen angenehm. Von einem solchen Mineralwasser waren ausgezeichnete Heilkräfte zu erwarten. Daher habe ich schon wiederholt Aerzte auf dasselbe aufmerksam gemacht."

Wenn man das Thal des Heilbrunnens eine Strecke von zehn Minuten abwärts verfolgt, so gelangt man wieder in das Brohlthal, 24 Minuten unterhalb Tönnisstein. Wir nehmen aber zu Tönnisstein unseren Weg wieder auf und wandern das Thal abwärts, an den zahlreichen Tuffsteinbrüchen von denen die Abhänge durchwühlt sind, an mehreren Mühlen und an der freundlichen Besitzung des Geh.-Raths Dr. Wegeler vorbei, dessen bedeutender Thätigkeit in der historischen Erforschung der hiesigen Gegend wir so oft rühmlichst zu gedenken uns veranlasst sahen, bis wir, unmittelbar dem Thale des Heilbrunnens gegenüber vor der Schweppenburg stehen, die sich auf einem Hügel erhebt. Diese Burg seit 1590 der Familie Metternich und

dann durch Heirath den von Loen gehörig, wurde 1630 erbaut und steht auf der Stelle einer alten Burg, deren Besitzer mit Arnold von Schweppenburg zuerst 1377 genannt werden.

Seit 1716 ist sie im Besitze der Familie von Geyr, die sie von J. W. von Loen für c. 8000 Thaler erkaufte. Der jetzige Besitzer ist Herr Theodor von Geyr zu Schweppenburg. Von ihren Fenstern bietet sich eine überaus liebliche Ansicht thalauf- und abwärts dar. Bei dem ersten Einfall der Franzosen um 1794 wurde die Burg, durch den Hausgeistlichen Sackmann, auf eine komische Weise vertheidigt. „Ganz allein in dem einsamen Hause, erzählt der Antiquarius, hat er zu mehrmalen der aus Andernach ihm zugeschickten Einquartirung eine fest verrammelte Thüre entgegengesetzt, die ungebetenen Gäste durch Schüsse und Steinwürfe verscheucht. Endlich kam doch sein Stündlein, die Burg wurde überwältigt, der Castellan, ein Gefangener, dem General Lefebvre vorgeführt. Der hatte nicht übel Lust ihn erschiessen zu lassen, wurde aber in seinem Zorne durch des Mannes Aeusserung, „un bon commandant défend sa forteresse," entwaffnet."

Dem Wanderer durch das Brohlthal mag bereits an vielen Stellen aufgefallen sein, wie baumleer die Sohle des Thales ist und wie steinig und kiesig viele zum Anbau geeignete Stellen des Thales erscheinen; er wird zahlreiche neue Häuser, neue Brücken und neue Futtermauern der Landstrasse gesehen haben. Alles dieses ist in Folge der Zerstörungen einer furchtbaren Ueberschwemmung, die am Nachmittage des 11. Juni 1859 durch einen Wolkenbruch über das schöne Thal hereinbrach, nöthig geworden. Auf dem Plateau nordöstlich von Niederzissen entlud sich eine mächtige Gewitterwolke so plötzlich ihres wässerigen Inhaltes, dass es wie Ströme von den Höhen herabfloss, die Wege zerstörte, den fruchtbaren Ackerboden und die Weinberge mit fortriss und so überraschend in Niederzissen erschien, dass es mehreren auf der Strasse befindlichen Menschen, besonders Kindern, nicht möglich war, das schützende Haus zu erreichen. Aber auch da war für Viele keine Rettung. Die tobenden Fluthen rissen die Häuser darnieder und vergeblich

riefen ihre Bewohner nach Rettung. Ein und zwanzig Bewohner des Ortes begrüssten die Sonne nicht mehr und zahlreiche Gebäude wurden zerstört. Fürchterlich brausten die Fluthen weiter, eine fünfzehn Fuss hohe Wasserwand durch das Thal. Mühlen, Wohnhäuser, Hausgeräthe, Keltern, Fässer, Wagen und Leichen wurden in wüstem Graus dahin geführt, die Brücken zerstört, die Bäume entwurzelt, die Felder und Wiesen der Dammerde beraubt und so stürzte Alles, ein Chaos, auf Brohl los, riss dort noch Häuser und Menschen mit fort, zerstörte die Eisenbahn und Landstrasse mit ihren Brücken und trieb so in den Rhein, dass die Schiffe das Getrümmer nicht zu durchfahren vermochten. Vierzig Menschen wurden der Raub der tobenden Gewässer. „Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen," aber es war keine Freude in dem Thale, die Verluste waren zu gross und nur darin fanden die Bewohner einen Trost, dass an den Festtagen unzählige Menschen anlangten, den Greuel der Verwüstung zu beschauen und reichliche Spenden für die Nothleidenden zurück zu lassen. Das naheliegende Vinxtthal und andere Orte der Nachbarschaft waren auch schwer betroffen worden. Von den oberhalb Niederzissen im Brohlthale liegenden Ortschaften hatte das wüthende Element keine Opfer gefordert.

In vierzig Minuten wird von der Schweppenburg aus die Mündung des Thales erreicht. Die Tuffsteinbrüche nehmen fast ganz ab, der Bach hat das Gestein von den Abhängen weggewaschen und der Grauwackenschiefer tritt wieder in seinen grösseren Massen hervor. Eine senkrechte Wand des Schiefers der Coblenzer Schichten des devonischen Systems zeigt eine ganz wellenförmige Oberfläche, die bei der Entstehung des Gesteins und seiner horizontalen Lage unter seichtem Wasser sich in dieser Form bildete und später emporgehoben wurde.

Bald erreichen wir die Netzer Mühle, wo ähnliche Gesteinschichten reichliche Abdrücke einer Alge, Haliserites Dechenianus, enthalten. Ueberhaupt ist es im Brohlthale merkwürdig, wie die sparsamen Reste einer uralten Meeresvegetation in der Grauwacke und die Reste einer viel späteren Vegetation in dem Tuff enthalten sind. Auf der

Grauwacke, auf dem Tuff und dem Alluvialgerölle hat sich dann die Pflanzenwelt der Gegenwart auf das reichlichste entfaltet und das Brohlthal bietet dem Botaniker eine reichliche Ausbeute dar.

Das Thal ist bereits früh im Jahre reich an interessanten Pflanzen. Schon im März sind die Felsen im unteren Theile mit den goldgelben Blüthen des Alyssum montanum bekleidet, und in Hecken und an Abhängen finden sich, wie überhaupt durch das ganze Gebiet, die zierlichen Corydalis-Arten, solida und cava, die goldgelben Sterne der Anemone ranunculoides und die sehr häufige Potentilla Fragaria Poir. mit der ihr ähnlichen, aber sonst so sehr seltenen Potentilla micrantha Ram., die jedoch durch eine ganze Reihe viel triftigerer Merkmale von ihren Verwandten geschieden werden kann, als es der gelehrte Autor, der sie zuerst in den Pyrenäen entdeckte und mit ihm viele andere Botaniker gethan. Mit dem April treten die zahlreichen, alle Abhänge dicht bekleidenden Sträucher in Blüthe und geben eine liebliche weisse Färbung, hervorgerufen durch Prunus spinosa und fruticans, durch mehrere Kirschenarten, besonders auch durch die lieblich duftende Mahalebkirsche, Prunus Mahaleb, Aronia rotundifolia, Viburnum Lantana u. A., später auch durch Sorbus Aria und torminalis. Die zahlreichen Sträucher der Sorbus Aria geben mit der silberweissen Unterseite ihrer Blätter auch ausser der Blüthenzeit den Abhängen eine glänzende Färbung. Im Mai tritt durch verschiedene Genisteen, namentlich durch Sarothamnus scoparius, die gelbe Farbe wieder ein. Andere vorkommende seltenere Pflanzen sind: Anthericum Liliago, Potentilla rupestris, Arabis brassicaeformis, Dentaria bulbifera, Lithospermum purpureo-coeruleum, Poa sudetica, Digitalis grandiflora, Libanotis montana, Centaurea nigrescens, Calamintha officinalis, Sedum maximum, Brassica cheiranthiflora, Achillea nobilis und Hybride von Verbascum Thapsus, V. Lychnitis und nigrum. Im August erfreuen den Forscher die zahlreichen Arten, Varietäten und Hybriden aus der Gattung Mentha, welche häufig truppweise am Wege stehen oder die Ufer des Baches bekränzen.

Schon winken die Häuser von Brohl und namentlich die Gebäude der Papierfabrik der Herren Fuss. An einer der grossartigsten Stellen des Rheinthales mündet die Brohl. Gegenüber auf der rechten Rheinseite liegt das grosse Dorf Rheinbrohl mit seiner schönen neuen Kirche; etwas rheinaufwärts trauern die Ruinen Hammersteins auf ihrem schroffen, grauen Felsen. Rheinabwärts erhebt sich auf sanftem Berghange über Höningen Burg Arienfels neu ausgebaut und erweitert, das Besitzthum der Grafen von Westerholt. Links des Rheines thront auf einem mächtigen Bergvorsprunge Burg Rheineck aus den Trümmern aufgerichtet durch Herrn von Bethmann-Hollweg, unseren ehemaligen hochverdienten Cultusminister. Eine Stunde oberhalb Brohl liegt am unteren Ende des Coblenz-Neuwieder Beckens das alte Andernach mit seinen grauen Thürmen und gegenüber das grosse, weinbautreibende Leutesdorf. Dazwischen wälzt im grünen Kleide der Rhein seine mächtigen Wogen von zahlreichen Schiffen durchfurcht. Möge der goldene Friede von diesen herrlichen Auen nie weichen!

. . . . ,,Dieses Land,
Das du durchziehst, durch Staub und Schutt dich mühend,
In längstvergessner dunkler Urzeit stand
Es immerfort in rothen Flammen blühend:
Der Himmel strahlte wieder in der Gluth,
Die Berge ringsum lagen feuersprühend,
Rauchsäulen hoben sich wie Höllenbrut,
Und Flammenbäche strömten in die Thale
Der heissen Lava erdentquollne Fluth —
Nacht ward es nicht in diesem glühen Strahle.

Längst ist der Boden kalt, verbrannt und kahl,
Seit seiner Gluth entströmte manch Jahrtausend!
Wir aber zieh'n durch manch' zerrissen Thal,
Wo durch der Urzeit trotz'ge Klippen brausend

Ein wildes Berggewässer schäumend tönt,
Bald durch die Klüfte kühn im Sturze sausend,
Bald Mühlen treibend. Starr und burggekrönt
Schau'n hohe Felsen rings, nackt, einsam, düster;
Statt durch den Wald, der frisch den Blick versöhnt,
Zieht durch das Haidekraut des Wind's Geflüster."

Wolfgang Müller.

Berichtigungen und Zusätze.

1. Der Krufter Hummerich wird in der Umgegend gewöhnlich „Corretsberg" genannt.
2. Der Gänsehals ist nicht 1800, sondern 1763 Fuss hoch.
3. Bei dem Durchbrechen der Wasserablagerungen unter der Mendiger Mühlsteinlava ist ein älterer Lavastrom aufgedeckt worden.

Bonn, Druck von Carl Georgi.